Jens Baggesens Parthenais

Eine literarhistorische Untersuchung

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde der h. philosophischen Fakultät, I. Sektion, der Universität BERN

eingereicht von

Otto Zürcher
aus Gais

Auf Antrag von Herrn Prof. Dr. **Maync** von der philosophischen Fakultät angenommen.
Bern, 14. Februar 1910 Der Dekan:
Prof. Dr. Vetter-Heß

Leipzig
Spamersche Buchdruckerei
1911

Die vollständige Arbeit erscheint bei H. Haessel Verlag in Leipzig als Nr. 11 der Neuen Folge der „Untersuchungen zur neueren Literaturgeschichte“, herausgegeben von Prof. Dr. Oskar F. Walzel.

I.

DIE PARTHENAIS, EIN SEITENSTÜCK ZU GOETHES HERMANN UND DOROTHEA UND VOSSENS LUISE

Der dänisch-deutsche Dichter Jens Baggesen, der schon längere Zeit durch seine Beziehungen zu deutschen Dichtern bekannt war, überraschte die deutsche Leserwelt im Jahre 1803 mit der Sammlung seiner deutschen Gedichte und im gleichen Jahre ließ er ein idyllisches Epos, „Parthenais“, zutage treten. Es erschien bei Vollmer in Erfurt und führte offenbar in der Buchanzeige[1] den Untertitel „ein Seitenstück zu Goethes Hermann und Dorothea und Vossens Luise“.

Was er unter dem kühnen, dem Griechischen entnommenen Namen und dem nicht weniger bedeutsamen Untertitel veröffentlicht hatte, fand vorderhand wenig Beachtung. Es geht dies aus einem Briefe des Dichters hervor, den er in demselben Jahre aus Paris an den preußischen Gesandten in Rom, an Wilhelm v. Humboldt, richtete. Am 20. November 1803 dankt er ihm für den freundlichen Beifall und namentlich für die erste Nachricht, daß seine Parthenais außerhalb seiner Stube schon gespukt habe. Er habe bisher weder Lob

[1] So ausdrücklich aufgeführt bei Goedeke Bd. VI, S. 161 und Bartels, Handbuch z. Gesch. d. d. Literatur, S. 339. Dem Verfasser ist trotz allen Suchens keine Ausgabe mit dem bewußten Untertitel zu Gesicht gekommen, der aber durchaus berechtigt und wahrscheinlich ist.

noch Tadel gehört und sei in großer Unruhe, daß er noch nicht die leiseste Anerkennung gefunden habe. Er schreibt[1]: „Ich schwöre Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, daß ich in meiner Verlegenheit, was ich von dem Ding am Ende halten solle, darauf gefallen bin, es möchte wohl ein blinder Versuch in die deutsche Luft hin seyn, der weder genialisch, noch mittelmäßig, noch dumm genug ausgefallen, um Jemand zu treffen. Wenn Sie aufrichtig daran loben, stört mich dies gewaltig in meiner Ruhe, da sie aber keine sehr angenehme war, bin ich Ihnen darum wie gesagt nicht böse."

Deutlich ersieht man die Unruhe, mit der der Dichter den Eintritt seines Werkes in Deutschland verfolgt, wie er sich in eigener Selbsttäuschung einredet, es sei nichts damit, wie er aber doch mit seinem Herzen daran hängt. Die Antwort Humboldts aus Rom vom 21. Juni 1804[2] beginnt und schließt mit dem aufrichtigen Wunsche: „Aber hören Sie nicht auf, Deutsch zu dichten. Lassen Sie sich in zwei Sprachen lesen; das ist alles, was ich wünschen muß." Was zwischen drin steht, ist eine Kritik, die zwar mehr Negatives als Positives sagt. Indessen hält Humboldt mit der völligen Anerkennung des Dichters nicht zurück, fühlt aber, daß seine Bedenken Baggesen doch abschrecken könnten; darum seine Ermutigung zu Anfang und zu Ende des Briefes.

[1] Jens Baggesens Biographie ved August Baggesen. Kjøbenhavn, 1843—1856. I. Bind, Tillæg (Beilagen), S. 94. Über Baggesens Jugend, sein Leben in Dänemark, worauf ich nicht eingehe, berichtet ausführlich die vierbändige umfangreiche Biographie seines Sohnes August, die mir von dem Zeitpunkte an, wo Baggesen in die deutsche Literatur eintrat, wegleitend war. Eine deutsche Übersetzung der großen Biographie existiert nicht.

[2] Biogr. III, Tillæg, S. 100 und „Adam und Eva", Neue Ausgabe, Straßburg 1885, Beilagen S. 19 ff.

Vorweg sei genommen, daß Humboldt dem Verfasser vorwirft, „es sei zu viel nebeneinander komisch und erhaben“. Humboldt reiht ferner die Dichtung unter den Begriff komisch-episches Gedicht ein. Sicher hat aber Baggesen keine komische Epopöe schreiben wollen. Schon sein Vorwurf hat absolut nichts Komisches, auch ist es kein kleinlicher Gegenstand, um den sich die Dichtung gruppiert. Die Dissonanz von komisch und erhaben, wie sie Humboldt herausgefühlt hat, lag an der Einführung der griechischen Götterwelt, die allerdings neben der einfachen Handlung in erhabener Größe dasteht. Was lag denn überhaupt näher, als die Dichtung der Gattung anzugliedern, auf die das Epos mit seinem Untertitel selber Anspruch machte.

Es ist also vorerst zu untersuchen, was dem Dichter selber die Berechtigung gibt, sein Werk „Ein Seitenstück zu Goethes Hermann und Dorothea und Vossens Luise“ zu nennen. In chronologischer Beziehung ist diese Benennung richtig. Die drei Epen folgten sich kurz nacheinander. Die Luise, vorher in Einzelgesängen veröffentlicht, erschien als zusammenhängende Idylle 1795 in Königsberg, Hermann und Dorothea 1797 und die Parthenais, schon Ende der neunziger Jahre entworfen, 1803. Während Goethes Dichtung als einmaliger Wurf bestehen blieb, ruhten die Luise und die Parthenais nicht unter den Händen der Verfasser, beide Werke erfuhren Erweiterungen, schwollen um ganze Gesänge an und wurden in metrischer und sprachlicher Hinsicht gereinigt. Alle drei Werke wurden noch bei Lebzeiten der Dichter mit mehr oder weniger Geschick interpretiert, die Luise von Eschen,[1] einem Schüler Vossens, das Goethesche Werk erfuhr eine großzügige Würdigung durch den genannten

[1] Sauer, Schnorrs Archiv XI, S. 58 ff.

W. v. Humboldt, und die Parthenais wurde 1810 von dem Franzosen Fauriel gemustert. Alle drei Werke wurden ferner schon sehr frühe ins Französische übertragen, die Luise anonym[1], Hermann und Dorothea 1800, von M. Bitaubé[2], und in demselben Verlage erschien eine Übersetzung der Parthenais von Fauriel[3]. Alle drei bedienen sich des Hexameters und einer gewissen Nachahmung homerischen Stils und homerischer Art der Beschreibung. Wichtiger sind die inneren Analogien. Alle drei sind idyllische Epen. Voß nennt seine Dichtung „Ein Idyll", Goethe und Baggesen bezeichnen die ihrigen als „Idyllisches Epos".

Die sentimental-bürgerlich gewordene Idylle, wie sie für unsere Darstellung in Betracht kommt, hatte bekanntlich in Geßner ihren Hauptvertreter gefunden. Viel Erfindung, Zeichnung und Charakter ist nicht mehr da, nicht einmal echte Empfindung, nur etwas Talent zu breitem Ausmalen der Situation. Zu dieser Breite tragen nicht wenig die antiken mythologischen Namen bei. Ohne sich in die Götterwelt zu vertiefen, verwenden die epischen Dichter des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die mythologischen Namen rein zum Schmuck. Uhlands Distichon[4]:

Die Götter des Alterthums.
Sterbliche wandeltet ihr in Blumen, Götter von Hellas,
Ach! nun wurdet ihr selbst Blümchen des neuen Gedichts.

charakterisiert die Epoche treffend. Obschon sich da-

---

[1] Louise, Poëme champêtre en trois idylles, traduit de l'allemand de M. Voss [ohne Jahreszahl]. Imprimerie de Crapelet, Paris. (Fehlt in Goedeke.)

[2] Treuttel et Würz, Paris 1800.

[3] Treuttel et Würz, Paris 1810.

[4] Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständ. krit. Ausgabe von Erich Schmidt und Julius Hartmann, Stuttgart, J. G. Cotta 1898. S. 90.

mals Geßner, Mendelssohn und Schlegel in Definitionen der wahren Idylle überboten, hat doch erst Voß die gestellten Bedingungen erfüllt. Mit ihm und mit den Idyllen Maler Müllers verschwinden die gezierten Schäfergestalten mit den mythologischen Namen aus der Idyllendichtung, nun kommen derbe Bauern, ja Leibeigene auf den Plan, und von diesen führt uns Voß, sich wieder verfeinernd, in das deutsche Pfarrhaus, in die behagliche Sphäre der höheren, gebildeten Stände. Eine der zeitgenössischen Besprechungen[1] der Luise fand denn auch, daß sie allen Forderungen, die der Rezensent an diese Gattung stelle, vollkommen genüge. Viele der früheren Idyllengestalten seien zu grell und zu roh, daher gewähre es jetzt das größte Vergnügen, sich unter höheren Personen, in einem kleinen, fein gebildeten Kreise zu befinden. — Der Gegenstand der Luise ist die Liebe und Heirat Luisens, der einzigen Tochter des Pfarrers von Grünau, mit Walter, dem jungen Pastor des benachbarten Dorfes. Bei Beginn der Handlung sind die beiden schon von Liebe zueinander ergriffen, ihre Vereinigung ist bereits etwas ganz Bestimmtes, dem kein Hindernis entgegentreten darf. Die Handlung enthält keinen Knoten, die Lösung der Erzählung bringt, was der Dichter angebahnt hat, einfach zum Abschluß und bietet so nur einzeln herausgegriffene Bilder aus dem Liebesleben des Brautpaares. Voß macht ja anfangs auch nicht den Anspruch, uns ein Epos zu geben, erst später, als er sich das hohe Ziel setzte, ein Epos zu hinterlassen, ging er an Umarbeitungen und Erweiterungen, durch die er namentlich epische Breite erlangen wollte. In ihren ersten Fassungen war Luise die vollendete Idylle und in dieser Be-

[1] Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. LVI, S. 201.

ziehung epochemachend. Jede Figur ist originell, jede trägt dazu bei, das Bild zu beleben und zu verändern, und diese Veränderung ist wieder keineswegs eine Entgegenstellung von Interessen, ein Schaffen von Kontrasten. Es waltet über der Dichtung eine seltene Ruhe und Freundlichkeit, jede der Personen geht, nach ihrem Stande, allen Interessen des ländlichen Lebens nach, ohne daß irgendwie ein Konflikt entsteht oder daß dem Helden eine Prüfung auferlegt wird. Es ist überhaupt bei der Gleichartigkeit, die über alles ausgegossen ist, schwer zu sagen, ob eine Gestalt so ausgeführt sei, daß sie zum Helden wird.

Bei den späteren Dichtungen Goethes und Baggesens ist dem nicht mehr so. Auch da steht zwar im Mittelpunkt der Handlung ein Jüngling, der wie Walter um ein Mädchen wirbt und schließlich ihre Hand gewinnt. Aber bei Goethe und Baggesen geschieht dies nicht mehr rein idyllisch; beide tragen der ausdrücklichen Bezeichnung „Epos“ Rechnung, beide stellen infolgedessen einen Helden in den Mittelpunkt der Handlung, und dieser, ein neuer Unterschied zur Luise, erprobt sich in verschiedenen Schicksalswendungen. Der Epiker darf das tun, darf seinen Helden in schwierige Lebenslagen bringen, um dadurch dessen Vollkommenheit in das Licht zu setzen. Dies haben denn auch Goethe und Baggesen getan, sei es, daß Hermann gegen den Widerstand seiner Eltern oder gegen das verletzte Ehrgefühl seiner Braut kämpfen muß, oder daß der Held der Parthenais durch die Götter in seiner Liebe gehindert wird. Beide müssen kämpfen und Proben bestehen.

Goethe hat Vossens Luise sehr geschätzt, sie dann aber in genialer Weise überboten. Nicht nur daß er, wie schon erwähnt, ein wirksames Gegenspiel be-

reitet, man findet in seinem Stücke keinen Charakter, der nicht auf anmutige Weise dem andern Opposition machte. Dadurch wird das Werk, über die Luise hinaus, zu einer Darstellung intimen Seelenlebens. Goethes Epos zeigt zwei Lebenskreise. Auf der einen Seite eine Familie, die in Wohlstand und Frieden lebt, auf der andern ein armes, vertriebenes Volk, das durch Revolution und Krieg von seinen Wohnsitzen gebannt ist. Diese beiden Gruppen sind zwar auf das schönste miteinander verbunden, aber mit sichtlichem Wohlbehagen kehrt der Dichter immer wieder zur ersten zurück.

Wenige Jahre nach diesen Werken entstand die Parthenais, die zu jedem derselben Beziehungen hat. Wie in der Luise und in Hermann und Dorothea ist die Handlung den alltäglichen Szenen des menschlichen Lebens entnommen, die Liebe eines Jünglings zu einem Mädchen steht in allen drei Stücken im Zentrum, keine andern Leidenschaften, wie etwa Eifersucht oder Rache, machen sich geltend. Trotz der Bezeichnung Epos und der Andeutung des historischen Hintergrundes, ist der idyllische Charakter unverkennbar, eine kurze Notiz in dem Nekrologe Baggesens lautet denn auch: „Die Parthenais trägt ihren Namen davon, daß drei Jungfrauen, verschwisterte liebenswürdige Bernerinnen, die hier Cynthia, Myris und Daphne heißen, mit ihrem Begleiter, und Baggesen ist selbst der begeisterte Nordfrank, auf ihrer Reise durch das Berner Hochgebirge die anmutigsten Abenteuer erleben"[1]. Hier ist der idyllische Charakter des Epos betont und zugleich eine neue Analogie zur Luise; denn auch Voß schildert im Liebesleben des jungen Pfarrers Walter seine eigene Liebe zu Ernestine. Wie

[1] Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1826, Nr. 312.

in den beiden andern Dichtungen gehören auch in der Parthenais die beteiligten Personen alle den höheren Schichten der Gesellschaft an. Haben wir in der Luise den feingebildeten, alten Pastor, so ist es in Hermann und Dorothea der behäbige Wirt und in der Parthenais der Landjunker und Philanthrop, um den sich der behagliche Wohlstand versammelt. Feine Bildung zeichnet die kleinen Zirkel aus, ihre Sprache ist die der Städter. Die drei Epen gehen darauf aus, den tiefen Eindruck, den die Würde und Einfachheit der Natur in uns erweckt, wieder zu beleben, auch lassen sie denselben Grundeindruck zurück und erwecken dieselben Gefühle. Alle drei Dichter beschreiben, ohne jedoch der Beschreibungswut zu verfallen, alle drei bedienen sich homerischer Bilder und Gleichnisse. Doch geht Baggesen in der beschreibenden Art am weitesten, wie dies schon sein Stoff mitbrachte, die Schilderung einer Bergreise. Er ist sich dessen auch vollkommen bewußt. So schreibt er im Jahre 1805 an seinen Freund Adam Moltke, als er ihm ein neues Epos ankündigt[1]: „Fürchte nicht, mein Freund, daß ich meine Freigebigkeit mit Beschreibungen so weit treiben werde wie in der Parthenais, die eigentlich eine Beschreibung der Alpen ist, mithin etwas mehr dergleichen verträgt als irgendein anderes Gedicht." — Eine gewöhnliche Beschreibung der Alpen ist die Parthenais nicht; sie bietet mehr. Sicher kannte Baggesen eine Beschreibung, „Die Alpen" von Haller, dem Großvater seiner Frau; aber er hat, weil er eben ein Idyll schrieb, Hallers skeptische und gedankenschwere Erörterungen nicht übernommen, in seinen Gebirgsszenen und mannigfaltigen Bildern

[1] Biogr. I, Tillæg, S. 119.

herrscht viel mehr Einheit des Naturgefühls und Heiterkeit.

Die rein idyllische Handlung der Parthenais darf also mit Recht den Schöpfungen von Voß und Goethe zur Seite gestellt werden; ob das Epos als Ganzes in dichterischer Beziehung stand hält, ist noch zu untersuchen.



II.

ENTSTEHUNGSGESCHICHTE UND BIOGRAPHISCHES

Der Plan zur Parthenais entstand in den glücklichen Jahren, die der junge dänische Dichter in der Schweiz und besonders in Bern zubrachte. Es war am Fuße der schneebedeckten Alpen, die auf Baggesen einen unauslöschlichen Eindruck machten. Diese erste größere deutsche Dichtung Baggesens schildert die Wanderungen, die er in der Schweiz unternahm, namentlich eine große Alpenreise zum Fuße der Jungfrau und nicht zuletzt seine aufkeimende Liebe zu der Enkelin Hallers, Sophie von Haller. Als er im Jahre 1789 von Kopenhagen aus zur Stärkung seiner Gesundheit die Reise nach dem Süden antrat, hatte er nicht gedacht, daß gerade die Schweiz ihn so lange und dauernd fesseln könne, daß er dort sein Lebensglück finden werde und daß die Schweiz mit ihren Schönheiten ihn zum deutschen Dichter heranbilden sollte.

Schon frühe war der Ruhm deutscher Dichter nach Dänemark gedrungen. Noch war die Erinnerung an den Dramatiker Johann Elias Schlegel frisch bei den dänischen Dichtern, Klopstocks Ruhm hatte sich unter seinen hohen Gönnern in Dänemark gefestigt, und in neuerer Zeit hatte der Name Schiller einen vortrefflichen Klang gewonnen. Baggesen hatte als begeisterter Anhänger Schillers Gedichte in Hofkreisen vorgetragen und durch seine Vermittlung war ja dem bedrängten Dichter das dänische Stipendium zugeflossen. Auch

Klopstock und Wieland übten auf den jungen Dichter einen mächtigen Einfluß aus. Schon 1785 war er mit seinen komischen Erzählungen, „komiske Fortællninger“, im Stile Wielands hervorgetreten und von dem bekannten Dichter Wessel[1] zu seinem Nachfolger erklärt worden. In den folgenden Jahren verfaßte er gesellschaftliche Lieder, Satiren, Episteln und Elegien im Geiste Klopstocks und lernte so immer mehr das Übergewicht deutscher Sprache und Dichtung begreifen[2].

Von größtem Einfluß auf ihn war aber das rege literarische Leben in den schleswigschen Herzogtümern, das sich an die Namen Gerstenberg, Claudius, Boie, Voß und Stolberg knüpfte. Namentlich die Hexameteridyllen und die Luise von Voß hatten in Baggesen mächtig den Wunsch erregt, es ihm gleichzutun; der Hexameter wurde ihm durch Voß zum Vers *κατ᾽ ἐξοχήν*.

Baggesens erster Besuch auf der Reise von 1789, die ihm der Prinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein[3] ermöglichte, galt denn auch seinem Lehrmeister Voß in Eutin den er mit Cramer, dem späteren Übersetzer seines „Labyrinthes“[4], alsbald aufsuchte. Überaus reizvoll ist die in der dänischen Biographie und im Labyrinth abgedruckte Schilderung dieses Besuches. Baggesen wußte, daß Voß Rektor war und daß er den Vergil mit Anmerkungen herausgegeben hatte; er glaubte, Voß sehe mehr oder weniger einer Grammatik ähnlich. Aber er wurde empfangen von einem „Manne, hoch

[1] Ph. Schweizer, Gesch. der skandinav. Lit. II, S. 209.

[2] Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1826, Nr. 312.

[3] Friedrich Christian, Herzog zu Schleswig-Holstein. Ein Lebenslauf, von Hans Schulz. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1910, S. 91.

[4] Das Labyrinth, übersetzt von C. F. Cramer. Altona und Leipzig 1793—95. (Eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich im Stil von Sternes Empfindsamer Reise. Nur die ersten 4 Bände sind übersetzt).

und schlank, von apollinischem Anstand, mit Frühlingslachen auf der offenen Stirn. Kaum waren meine Augen", so schreibt er[1], „seinem Blicke begegnet, so war ich auch schon sein persönlichster Freund." In der literarischen Erörterung wurde hauptsächlich der Hexameter besprochen. Baggesen äußert sich, „Voß nimmt darin zweifellos einen vorzüglichen Rang unter den Deutschen ein, wie Virgil ihn vorher unter den Römern hatte". Konrektor Boie in Eutin hatte Voß auf die dänische Literatur aufmerksam gemacht, und es freute Baggesen nicht wenig, daß gerade Voß die Hexameter, die er in der Übersetzung der Holbergschen Reisebeschreibung des Niels Klim[2] hie und da eingestreut hatte, vollkommen richtig fand und durch seinen entscheidenden Beifall Baggesen in der Theorie dieser Versart[3] bestärkte. Auf die vereinigten Bitten seiner Freunde las ihnen dann Voss den ersten Abschnitt der Luise vor. Liebenswürdige Reminiszenzen an den „Kaffeetisch und die Laube" verzeichnet Baggesen in seinem Labyrinth[4], glücklich fühlt er sich in der Welt, die in der Luise ihren Spiegel fand; voll Lob ist er über dieses „homerische Meisterstück"[5]. Er bemerkt, daß von allen Stücken gleicher Länge die Musen nie so etwas in eines Dichters Herz ausgeheckt hätten, was sein eigenes Herz am liebsten geschrieben hätte. Er findet hier Gelegenheit zu einer feinen Charakteristik Vossens, die für Baggesen selber interessant ist. „Er haßt alles Übertriebene, Schwülstige und Hartabstechende. Sein Geschmack scheut die dunklen Kontraste und seine Kunst hat sie entbehren gelernt, um das Schöne in ein stärkeres Licht zu setzen, — eine bewunderungswürdige Eigenschaft, die besonders sein idyllisches Epos

[1] Biogr. I, S. 194. [2] Biogr. I, S. 177. [3] Labyrinth II, S. 135. [4] Lab. II, S. 131. [5] Biogr. II, S. 194.

charakterisiert.“ Sich selber schildert er, wenn er ferner von Voß sagt[1]: „Er liebt Richardsons Clarissa nicht, er mag nicht in Gesellschaft von Teufeln sein, am wenigstens mit solchen, die Menschenmasken tragen, aber dagegen liest er mit seiner Ernestine alle Winter den Don Quichote, der mich bei der siebenten Durchlesung ebenso wie bei der ersten ergötzt hat.“ Mit tiefen Eindrücken schied Baggesen von ihm. In einigen Wochen bist du wieder hier, sagte er sich; er versprach nämlich, von Pyrmont aus, dessen Bad er benutzen wollte, denselben Weg wieder zurückzukehren, sich dann wenigstens ein paar Wochen aufzuhalten, um die Hexametrik zu studieren. Ja er meint[2]: „In meinem Herzen war schon seit vorigen Winter eine Idee zu einem epischen Gedichte aufgekeimt.“ Schwerlich ist damit die Parthenais gemeint, denn Baggesen dachte noch gar nicht an die Schweiz. Als er dann wirklich nach der Schweiz kam und an die Ausführung seines Planes ging, war ihm die Luise stets vor Augen. Die geplante Rückkehr zu Voß zerschlug sich. Es verging lange Zeit, ehe Baggesen wieder nach Eutin kam, aber er kam zurück als deutscher Dichter. Der Freundschaftsbund blieb für das ganze Leben bestehen.

Für Baggesen hob nun eine bedeutungsvolle Fahrt durch Deutschland an, er besuchte fast alle namhaften Dichter[3] und überall wurde der liebenswürdige junge Däne bereitwilligst aufgenommen. Im Labyrinth sind alle Stationen ausführlich geschildert; es seien hier aber nur die erwähnt, die auf sein Schicksal und seine poetische

---

[1] Biogr. II, S. 195 und Lab. II, S. 137ff.

[2] Lab. II, S. 149.

[3] Eine Illustration zu diesen Dichterbesuchen bildet das hübsch ausgestattete Buch: Blätter aus dem Stummbuch Jent Baggesen's 1787—1797, hsg. von Theodor von Baggesen und Dr. Eduard Grupe, Marburg 1893.

Entwicklung von Einfluß waren. Sein erster Besuch galt den Stolberg in Tremsbüttel. Dort hatte er schon früher einmal geweilt und glückliche Stunden verbracht. Ganz entzückt war er diesmal, als er im Zimmer der Luise Stolberg eine Büste Bonnets (1720—1793), des großen Naturforschers in Genthod am Genfersee, und namentlich eine Landschaft mit Aussicht über den Thuner See sah. Sofort fesselte ihn beides und im innigsten Wunsche den ehrwürdigen Bonnet und den Thuner See zu sehen, ruft er aus[1]: ,,Oh, warum kann ich nicht nach Genthod reisen, den Betrachter der Natur zu hören — und nach dem Thuner See, die Natur selbst zu sehen?" So kommt schon hier im Norden der Zug nach der Schweiz zum Durchbruch, eine Sehnsucht, die sich bald erfüllen sollte. Bald stand er in tiefster Ehrfurcht und Bewunderung vor Klopstock[2], ,,vor diesem Homer Germaniens"[3], den er auch in seiner körperlichen Frische bestaunt und folgendermaßen charakterisiert[4]: ,,Homo est, nil humani a se alienum putat." Klopstock munterte ihn auf, den Hexameter in die dänische Literatur einzuführen und meint: ,,Der Hexameter muß dann weder der lateinische noch der deutsche, sondern der dänische sein. Jeder der andern Verse würde ebenso unmöglich sein, als es die echte Sapphische Strophe im deutschen ist." Hierauf reiste Baggesen in das Bad Pyrmont. Es wimmelte von vornehmen Badegästen. Nach kurzer Zeit

[1] Lab. III, S. 18. Sein Übersetzer Cramer bemerkt zu dieser Stelle: ,,Auf dem Thuner See lernte B. im Herbste dieser Reise zum ersten Male Sophie von Haller kennen, und eine Fahrt darauf verband ihre Herzen. Diese Ahndung in Tremsbüttel war nicht umsonst."

[2] H. Schulz, Friedch Christian, S. 89.

[3] Biogr. I, S. 199.

[4] Biogr. I, S. 202; und Blätter aus dem Stammbuch: Begleitender Text zu Blatt 1: Klopstocks Eintragung.

knüpfte ihn wahre und innige Freundschaft an Fr. H. Jacobi. Der spätere Briefwechsel[1], ein bemerkenswertes Denkmal jener Zeit, ist von den Söhnen Baggesens gesammelt worden. Unangenehm, wie ein Komet, fiel aber auch ein „gewisser Kotzebue“[2] in die Badegesellschaft hinein, und störte die Harmonie. Die Bemerkungen Baggesens über diesen Dichter, der die Rolle Jean Jacques' spielen wollte, sie aber elender spielte „als irgendeine Laterne den Mond vorstellen kann“, sind ebenso lustig wie scharf, so daß sein Sohn und Biograph bemerkt, es sei ihm unbekannt, ob sich Baggesen über irgendeinen Skribenten so verächtlich ausgesprochen habe, wie über Kotzebue[3]. Stets darauf bedacht, von deutschen Dichtern zu lernen, sprach Baggesen auf einem Abstecher nach Göttingen mit Bürger über Homer, den jener teilweise in Jamben übersetzt hatte, nun aber in Hexameter umgießen wollte und der zu Baggesen bemerkte[4], „jede Sprache besitze ihr Eigentümliches; so daß es schon genug sei, daß Homer sich der Hexameter bedient habe, um zu beweisen, daß sie sich zu keiner Epopöe in einer andern Sprache schicken, wenigstens in keiner lebenden. Der Oberon sei, so dünke ihn, in der für ein deutsches Heldengedicht am meisten schicklichen Versgattung verfaßt.“ Bürger hatte damals Dänisch gelernt, und es schmeichelte ihm nicht wenig, als er hörte, daß Baggesen seine Romanze Lenardo und Blandine übersetzt habe. Wiederum also der Hexameter, wiederum das Bestreben, deutsche Poesie und Poetik kennen zu lernen.

[1] Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit K. L. Reinhold und Fr. H. Jacobi. 2 Bde. Leipzig, 1831.

[2] Lab. III, S. 181.

[3] Biogr. I, S. 213 (Anmærkning).

[4] Lab. V, S. 45.

Da brachte ein wichtiges Ereignis in die schaffende Dichterseele Inhalt und Schwung. Einer der Ärzte in Pyrmont hatte Baggesen körperliche Bewegung verordnet und eine Reise nach der Schweiz vorgeschlagen. Nichts konnte Baggesen lieber sein als das, aber das nötige Geld fehlte. Bald wurde Rat geschafft. Herr Agent Brun aus Kopenhagen streckte es ihm vor; der junge dänische Graf Adam Moltke, den Baggesen in Pyrmont getroffen, war sofort einverstanden die Reise mitzumachen und stellte seine Kutsche zur Verfügung[1]. Es schloß sich ihnen noch ein Schriftsteller, J. G. Karl Spazier, bis Basel an, und so ging, was Baggesen unter jenem Bild des Thuner Sees im Heime der Stolberg geträumt hatte, unerwartet rasch in Erfüllung. Eine innere Unruhe erfaßte ihn, als er sich der Schweiz näherte. Vom Straßburger Münster aus apostrophiert er die in blauer Ferne liegenden Alpen: „Ich komme, ich komme, ich gehe herab, wieder zu steigen, unendlich höher zu steigen, der Gedanke tröstet mich." „Unvergleichlicher Morgen," ruft er aus, als er den blauen Jura erblickt, „oh, ich habe nie die Natur wie an diesem Tagesanbruch genossen!" Als er in Basel einfuhr, fand er die Natur ganz verändert, ein eigenartiges, erwartungsvolles Gefühl drückt sich in den Worten aus[2]: „Es kam uns vor, als ob die reizende, auf einem Hügel liegende Ebene, in der das Schweizerthor der Alpen, Basel, liegt, eine gewisse Frische hätte, der Rhein, welcher sie durchströmt, und hier nicht mehr mit kleinen Inseln angefüllt ist, eine gewisse Freiheit, der hier aufhörende, gleichsam zurückweichende Schwarzwald eine gewisse Melancholie, der nach und nach von Stufe zu Stufe

[1] Biogr. I, S. 215.
[2] Biogr. I, S. 236ff.

sich höher hebende Jura eine gewisse Kraft und das alles zusammengenommen eine gewisse Harmonie, wogegen das, was wir auf der vorigen Reise an Anmut, Schönheit und Großem gesehen hatten, nur ein bloßes Vorspiel war. Innerlich ergriffen fühlte ich, daß mein Leib, mein Geist einer Revolution nahe war. Innerlich fühlte ich, daß das wichtigste, wenn nicht das letzte Blatt in meinem irdischen Schicksalsbuch aufgeschlagen werde auf dem Altar dieses Tempels." Etwas weniger emphatisch, doch von der gleichen, echten Begeisterung getragen, hatte sich, ziemlich genau zehn Jahre vorher, an der gleichen Stelle der junge Goethe ausgesprochen. In Basel verabschiedete sich der bisherige Begleiter Spazier, Moltke und Baggesen wanderten hierauf in gehobener Stimmung durchs Münstertal an den Bieler See, dann ging's über Solothurn und Aarau nach Zürich, in das „schweizerische Athen", wo der gutempfohlene Däne mit Lavater einen Freundschaftsbund schloß, der alle Stürme überdauerte. In Zürich kam noch ein Landsmann, der Hofapothekerssohn Becker, hinzu, und dann traten die drei Dänen die erste Alpenwanderung an. Ihr Weg führte sie über Gersau zur Tellskapelle, das Reußtal hinauf auf den Gotthard. Damals muß wohl Baggesen den schroffen Petina[1] bestiegen und diese Erklimmung als eine große Tat angesehen haben, denn er legt Nordfrank, dem Helden der Parthenais, häufig das Prädikat „Petinabesteiger" bei. Fernow, der später mit Baggesen in Italien war, bedauert in einem Brief, in dem er den Rückmarsch über den Gotthard schildert, „des schlechten Wetters halber weder die Seen noch den schroffen

[1] Pizzo Lucendro (2959 m) südwestlich vom Gotthardhospiz, berühmt durch seine großartige Aussicht. Im 18. Jahrh. wurde er Petina genannt, so auch von I. G. Ebel: Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art in der Schweiz zu reisen. Zürich 1793, S. 79.

Petina zu sehen, den Baggesen einst mit Lebensgefahr erklommen hatte“[1]. Auch später dachte Baggesen an die Besteigung, von der wohl viele Züge in die phantastische Eigerbezwingung der Parthenais übergegangen sind, und widmete noch 1803 aus Paris seinem Freunde Adam Moltke eine Ode: „Die Erklimmung Petinas“[2]. Es ging weiter über die Furka ins Wallis, über die Grimsel ins Haslital, von dort über die große Scheideggeck nach Grindelwald und endlich über die Wengernalp nach Lauterbrunnen. So betrat Baggesen zum erstenmal die Gegenden und beschaute die Naturschönheiten, die er später in seiner Parthenais besang. Damals sprach er in seiner Muttersprache von den Erlebnissen und Gefühlen in einem Tagebuch, das, zum Teil unter freiem Himmel aufgezeichnet, nicht abgerundet ist, aber nichtsdestoweniger einen geborenen, großen Dichter kennzeichnet[3], wie sein Sohn meint. „Wie kein Pinsel“, ruft Baggesen aus, „die ewig abwechselnden Zauber von Licht- und Schattenschattierungen wiedergeben kann, so läßt sich die Natur ebensowenig mit der Feder abnehmen.“ Baggesen nahm aber doch die Feder in die Hand und drückte den Gedanken in einem dänischen Gedicht aus[4]. „Heil mir,“ ruft er auf der Höhe der Scheideggeck aus, „daß ich genug Mut und Standhaftigkeithatte, meinen schwachen Leib auf diesen Tempel zu schleppen, wo man Gott mit tausendfältiger Andacht in jedem Hinblick auf die Werke seines Gebotes anbetet. Meine Seele ertrinkt in einem einzigen Gefühl, nachdem sie sich lange an tausend geringeren Gefühlen berauscht

---

[1] Johanna Schopenhauer, Ludwig Fernows Leben, Tübingen 1810, S. 139.

[2] Jens B's Poetische Werke in deutscher Sprache II, S. 29, Leipzig 1836.

[3] Biogr. I, S. 245.

[4] Digte af Jens Baggesen, Kjøbenhavn 1857, S. 4.

hat, in dem einen großen Gefühl, — Gott!" Schon aus diesen, wenn auch etwas überschwenglichen Worten fühlt man einen Dichter der Alpen heraus. Baggesen dichtete noch im selben Sommer sein erstes „Alpenlied"[1] und zwar in deutscher Sprache.

Seine Begeisterung ist durchaus echt. Sein Freund Spazier, der wie er voll Entzücken in Basel vor dem Schweizertore stand, schildert ihn folgendermaßen: „Baggesen, der tief fühlende und scharf eindringende Dichter, der mit geübtem Auge alles Schöne überschaut und zu allem ein volles, überschwenglich gutes Herz mitbringt"[2]. Baggesen nennt seinen Leib schwach. Wirklich litt er an konvulsivischem Nervenzucken, was stets dann eintrat, wenn er sich geistig überanstrengte. Doch in den Alpen war dieses Leiden verschwunden, und seine Söhne können später nicht genug seine Unerschrockenheit, seinen sicheren Tritt und seine Geistesgegenwart hervorheben. Es mag hier eine kühne Rutschpartie, die sich in der Parthenais, allerdings in etwas veränderter Gestalt wiederfindet, erwähnt werden[3]. Es war auf dem ersten Marsche von der Wengernalp nach Lauterbrunnen hinunter. Ermüdet von der Talfahrt, hastig und ungeduldig, legte sich Baggesen, wie er in seinem Tagebuch erzählt, auf den Bergstock zurück und glitt so zum Schrecken und Erstaunen seiner Begleiter zuerst einen kleinen, dann einen sehr langen, steilen Abhang hinunter bis ins Tal. Ohne Schaden zu nehmen, kam er an, doch „in so brennender Bewegung, daß ihm der ganze Körper ein einziger Puls zu sein schien". Noch als sechzigjähriger Mann hat er, nach der Aussage seines

[1] Jens Baggesens Gedichte, 2 Teile, Hamburg 1803. II, S. 78.
[2] Karl Spazier, Wanderungen durch die Schweiz, Gotha 1790, S. 13.
[3] Biogr. I, S. 244, 248.

Sohnes, eine ähnliche Talfahrt an derselben Stelle unternommen, indem er mit Kraft und Gewandtheit auf einem kleinen, heubeladenen Schlitten über die steilen Grashänge ins Tal hinunterglitt[1].

Voll Begeisterung über die Wunder der Alpen kam dann Baggesen mit seinen Freunden nach Thun und dort lernte er am 5. September 1789 seine zukünftige Frau, die reizende Sophie von Haller, kennen, die unter den Frauen, die er bisher kennen gelernt hatte, mit „allseitig verdunkelndem Glanze“[2] hervorstrahlte, „velut inter ignes luna minores“ (Horaz). Sofort ist Baggesen von Liebe zu ihr ergriffen, eine gemeinsame Fahrt über den Thuner See und ein plötzlich ausbrechender Sturm bringt sie einander näher, eine Szene, die sich ebenfalls in der Parthenais wiederfindet. Als er nun gar die Erlaubnis bekommt, in ihrem Hause vorsprechen zu dürfen, da sind die weiteren Reisepläne zerronnen. Baggesen blieb in Bern und am 5. März 1790[3] führte er die Enkelin Hallers als seine Frau heim. Baggesen selbst[4] und wir mit ihm finden es sonderbar, daß es einem, bisher unbekannten und keineswegs glänzend gestellten Fremdling gelang, in einer alten Patrizierfamilie Aufnahme zu finden. Es ist nur dadurch zu erklären, daß seine Persönlichkeit und seine hohen Verbindungen großen Eindruck machten, daß seine

[1] Wie es nach mündlichen Berichten noch jetzt von den Bauern an den Abhängen des Niesen gemacht wird.

[2] Biogr. I, S. 250 (med alldeles fordunklende Glands).

[3] Eherodel der bei Bern gelegenen Gemeinde Köniz „Merz 5. 1790. Mit einem Eheschein. H. Jens Baggesen, Professor der schönen Wissenschaften zu Kopenhagen — Jfr. Sophie von Haller von Schenkenberg, Bürgerin von Bern, kopuliert durch H. Hlfr. Müsli.“

[4] Timoleon und Immanuel, Dokumente einer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Fr. Chr. zu Schleswig-Holstein und Jens Baggesen, herausgegeben v. Hans Schulz. Leipzig 1910. S. 7.

Liebe tief und echt war und von Sophie mit gleicher Wärme erwidert wurde und daß man in ihm den Dichter erkannte, dem noch eine Zukunft bereitet schien. Über die Verlobung und die Liebesgeschichte Baggesens und Sophiens hat der dänische Landpfarrer Richard Petersen, gestützt auf Tagebücher und briefliche Mitteilungen ein hübsches Büchlein geschrieben[1], das zum großen Teil in einer deutschen Übersetzung von Elsbeth Rohr vorliegt[2]. Baggesens Liebe war, wie sein Sohn sagt[3], „keine romantisch vorübergehende, dichterische Aufwallung. Obschon unter ganz eigentümlichen romantischen Verhältnissen hervorgetreten, war sie doch keineswegs nur poetisch, vielmehr wahr und aufrichtig". Die Briefe an seine Freunde und Gönner beweisen das. Fortan ist Sophie seine „Alpina", die er dänisch und deutsch besingt. Sein reicher Briefwechsel nach Kopenhagen zeigt, was von eigenartigem Reiz[4] ist, seine zunehmende Gewandtheit in der deutschen Sprache. Zur Begeisterung über die Alpen kommt die noch viel größere über seine „Alpina". Überglücklich schreibt er an die Gräfin Schimmelmann[5]: „Sie ist mein, die tadellose Enkelin Hallers, der Kern ihrer vortrefflichen Familie, die schönste Rose dieses Freiheitsfeldes ist mein!" oder „man hat mir eine Purpurrose im ersten Pflanzenkreise der Alpen geschenkt". Stets auf seine Fortbildung bedacht, beschäftigte sich Baggesen in Bern mit deutscher und französischer Literatur. Das Tagebuch nennt, neben Alpenbeschreibungen, Iphigenie von

[1] Jens Baggesen og Sofie von Haller, En Kærligheds Historie. Kobenhavn 1902.

[2] Feuilleton des „Bund". 1905. Nr. 75—107.

[3] Biogr. I, S. 256.

[4] Timoleon und Immanuel, S. VIII.

[5] Biogr. I, S. 262.

Racine und die Confessions von Rousseau. Er schrieb eine geistreiche Kritik über Schillers Götter Griechenlands[1] und las in einer Damengesellschaft den Don Carlos vor; ferner beschäftigten ihn die Bilder und Träume und die Volkslieder von Herder, Lavaters Physiognomische Fragmente, und er erläuterte seiner Gattin in einem Briefe die Schönheiten von Klopstocks Ode „An Fanny".

Das Jahr 1790 brachte das junge Paar nach Dänemark, wo sie überall freundlich aufgenommen wurden. Ein Kreis von hochgestellten Damen umgab die Schweizerin in herzlicher Freundschaft. Damals wurde auch von drei edlen Paaren in Hellebeck jene rührende Totenfeier[2] für Schiller veranstaltet, die für den totgeglaubten Mann so ersprießliche und freundliche Folgen hatte. Baggesen berichtete darüber in bestem Deutsch an seinen Freund K. L. Reinhold[3], den er in Jena kennen gelernt hatte. 1792 wurde Baggesen der erste Sohn geboren, und schon im folgenden Jahre trat er, da ihm sein Amt als Direktor der Regenz, des Studentenkonviktes, keine Befriedigung gewährte und zudem seine Gattin kränkelte[4], die Rückreise nach

[1] Biogr. I, Tillæg, S. 76.

[2] Vgl. unter der reichen Literatur vor allem die ausführlichen Darstellungen bei Hoffmeister, Schillers Leben, 1838—42, II, S. 18ff. und Hans Schulz, Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Jena, 1905, S. 14ff.

[3] Brfw. I, S. 48ff.

[4] Es muß damals Aufsehen erregt haben, daß B. die zarte Sophie v. Haller nach Dänemark in einen rauheren Himmelsstrich mitgenommen hat. Wir haben darüber eine Äußerung von Herder, die allerdings für B. wenig schmeichelhaft ist. Herder stand in regem Briefwechsel mit Johann Georg Müller in Schaffhausen, dem Bruder des Historikers. Dieser wollte während der helvetischen Wirren seine Vaterstadt verlassen und nach Eutin ziehen. Herder suchte ihm das auszureden. In einem Briefe vom 8. August 1800 schreibt er ihm: „Kein Bürger verläßt sein Vaterland! Gehe nicht nach Eutin!" und

Bern an. Wieder wurden Dichterbesuche gemacht, nämlich bei Klopstock, Gleim[1], Knigge und Wieland, dessen vierte Tochter Charlotte zu einem längeren Besuch nach Bern mitreiste[2]. Auch bei Lessings Freunden Reimarus in Hamburg wurde angehalten. Mitte August langten die Reisenden in Bern an. Im September schenkte ihm seine Frau den zweiten Sohn. Im folgenden Winter reiste Baggesen in Begleitung des Malers Fernow[3], der ihm für diese Wohltat ewig dankbar war, nach Italien, kehrte aber, als von Bern aus besorgniserregende Nachrichten über Sophies Gesundheitszustand eintrafen, im Vorfrühling über den Gotthard zurück. Doch seine Frau erholte sich wieder und der letzte Sommer, den sie mit ihren Kindern im idyllischen „Bellevue", dem Besitztum der Frau Zeerleder am Fuße des Gurten, zubrachten, gestaltete sich sehr schön. Sie konnten sogar Fußwanderungen unternehmen, die Baggesen stets zu den glücklichsten Momenten seines Lebens zählte. Diese Wanderungen bilden ja auch die eigentliche Grundlage für die Parthenais. Sein Sohn berichtet in der Biographie von einer solchen[4]: „Im Juni vollzog sich eine kleine Lustreise nach der Petersinsel mit seiner Frau, Charlotte Wieland und seiner Schwägerin Henriette, und sicher auf dieser Tour kam er mit den mitreisenden Damen (er verglich sie damals mit Ariadne, Kalypso und Dido) in Situationen, die man in der meisterhaften Dichtung Parthenais ge-

---

auf die Kränklichkeit von Müllers Frau anspielend, fährt er fort: „Hast du die Hallerin vergessen, die mit dem unsinnigen Dänen ging?" Protestant. Monatsblätter, Bd. 14, S. 290.

[1] Seuffert, Vierteljahrsschrift für L. G. Bd. V, 1892, S. 140—43.

[2] Zolling, Heinr. v. Kleist in der Schweiz, Stuttgart 1882, S. 23.

[3] Fernows Leben, S. 71ff. und L. Gebhardt, Carl Ludwig Fernow, Leipzig, Haessel 1908, S. 46ff.

[4] Biogr. II, S. 124.

schildert findet." Leider ist uns über diese Tour nichts Schriftliches erhalten, es mag damals sich ereignet haben, was Baggesen in der Parthenais ausmalt, das Verfehlen der Post, ermüdende Fußwanderungen und der ergötzliche Zufall, daß die drei Begleiterinnen mit ihrem Führer in einem überfüllten Gasthof ein und dasselbe Zimmer teilen mußten, was Baggesen zu einer eigenen Darstellung veranlaßt hat. Eine kurz darauf folgende, heitere Bergtour[1], die der Parthenais unmittelbar zugrunde liegt, ist dagegen in Briefen und Skizzen angedeutet. Am 17. Juli 1794 schreibt Baggesen an Reinhold[2]: „Ich bin wieder auf dem Sprunge, eine Reise zu machen. Sophie packt zusammen, wir gehen nach Bern, um da unsere liebe Charlotte und Freundin Gritli G. abzuholen zu einer Reise nach dem Hasli, nach Grindelwald und Lauterbrunnen. Wir haben das schönste Wetter. Die Luft hat sich durch ein fürchterliches Gewitter gereinigt." Diese Tour wurde noch im gleichen Monat ausgeführt. Die Teilnehmerinnen sind Sophie, deren Freundin Gritli Gruber und Charlotte Wieland. Die Wanderung ging zu Fuß von Bern nach Unterseen, durch das Lauterbrunnental hinauf über die Wengernalp nach Grindelwald und über die große Scheidegg ins Haslital. Es war also in ihrem ersten Teil die in der Parthenais geschilderte Route, und wie dort nennt sich Baggesen in den Tagebüchern Nordfrank und die begleitenden Damen Cynthia, Myris und Daphne. Aus dem Tagebuch ersieht man, daß die Wandernden von einem Führer[3], Samuel Schlucker, begleitet waren. In jener Zeit wurde eine solche Wanderung selten von

---

[1] Vgl. meinen Aufsatz im Berner Heim 1908, Nr. 43: Zwei Enkelinnen von Albrecht von Haller in den Alpen.

[2] Brfw. I, S. 358.

[3] Biogr. II, S. 124.

Damen ausgeführt. Zwei Bernerinnen, die in Lauterbrunnen waren, wunderten sich höchlichst, daß Baggesen beabsichtigte, mit den Damen die anstrengende Wanderung zu unternehmen. Nach einem sechsstündigen Marsch, stets bergauf, lagerten sie sich auf der Wengernalp, angesichts der herrlichen Jungfrau. Alle waren hingerissen von dem Schauspiel, und während Nordfrank laut jubelte und die Damen Blumenopfer darbrachten, Daphne Enzianen, Cynthia Veilchen und Myris Alpenrosen, donnerten die Lawinen in die vor ihnen liegende Kluft hernieder, ein Zeichen, daß die Berggötter das Opfer mit Wohlgefallen entgegengenommen hatten. Eine weitere hübsche Episode auf der Höhe der Scheidegg mag hier im ganzen Umfang abgedruckt sein[1]: „Wir gruppierten uns in Reihen auf einigen umgestürzten Tannenstämmen um unsere herrliche Mahlzeit herum; Milch, warmer Kaffee, Käsemolken und dreierlei Sorten zierlich zugeschnittener Käse entzückten uns über alles. Da trat der Alpenhirt Joseph Schlaunecker, ein kraftvoller Alpensohn mit bloßen Armen und Beinen, ein zwanzigjähriger Paris, hinzu und erzählte, daß ihm ein Freund einige Kirschen gebracht habe. Die Damen lachten vor Freude beim bloßen Namen. Ein Streit entstand unter ihnen, wem er diese Früchte bringen sollte. Jede hatte Grund und Hoffnung, wie Here, Pallas Athene und Aphrodite, den Preis zu gewinnen. Here-Sophie wegen ihrer aufgeblühten Alpenschönheit und weil sie präsidierend mir, dem Jupiter-Nordfrank, zur Seite saß, Pallas-Gritli wegen ihrer Alpensprache und ihrer leichten Verständlichkeit und Aphrodite-Charlotte wegen ihrer Anmut und Freundlichkeit. Die Damen hatten abgeredet, zu schweigen und ruhig das Gericht abzuwarten. Er näherte sich verlegen und sah

[1] Biogr. II, S. 125ff.

sich ratlos um. Die Kirschen glänzten in einem weißen Becher von der Form einer Urne. Alle waren voll Erwartung. Da warf ihm Charlotte einen Blick zu und machte eine unmerkliche Bewegung. Schnell gab er ihr die Urne und der Triumph war groß. Aber Sophie und Gritli zeigten sich bei dieser Gelegenheit Here und Athene überlegen, denn sie waren nicht zornig auf den Hirten und veranlaßten keine Iliade auf Grund seines Urteils. Ich spielte dabei ganz die Rolle Jupiters (siehe Wielands Urtheil des Paris).

Phoebus Apollos Gunst verjagte alle Wolken und strahlte den ganzen Tag in unbeschreiblicher Herrlichkeit.

Götter-Versammlung auf dem Mettenberg. Heres Eifersucht auf Sophie, Pallas' auf Gritli, Aphroditens auf Charlotte. Kronion ist eifersüchtig auf mich, Hermes auf Schlucker und Bacchus auf Schlaunecker. Here verbietet Iris ihre Stube zu verlassen, Athene sendet falsche Nachrichten nach Hasli. Aphrodite führt uns allerhand wunderschöne Mädchen entgegen, Hermes stiehlt alles Geld aus Sophiens Sack, Bacchus läßt Schlaunecker Mangel an Kirschwasser leiden und Jupiter rüstet sich auf die kommende Nacht."

Diese kurze, launige Skizze ist für Baggesen bezeichnend. Nach der Art Wielands knüpft er in griechischer Denkweise an die kleinste Episode einen himmlischen Aufruhr. Merkwürdigerweise wird das ganz auf die Parthenais gestimmte Intermezzo nicht in hexametrischem Takte besungen; aber die einmal gefaßte Idee, die Gebirgswelt mit Göttern zu erfüllen, hat festen Fuß gefaßt und geht in reichem Maße in die Dichtung über.

Den Rest des schönen Sommers brachte Baggesen mit seiner Frau auf Schloß Châtelard am Genfer See,

dem Besitztum der ihnen bekannten Familie Bondeli zu. Es war eine überaus glückliche Zeit. Im Kreise gelehrter Herren und anmutiger Frauen, geachtet und geschätzt, erwachte seine Schaffensfreudigkeit. Bondelis Gattin nennt er einen Engel. Sie hat ihm wohl das Vorbild zu der Mutter Theone in der Parthenais gegeben[1], und zur Zeichnung des Vaters, Andros von Bonal[2], mag der Baron Bondeli Modell gestanden haben, wie der ähnliche Namen vermuten läßt. Auch persönliche Erlebnisse jenes Sommers gibt die Parthenais wieder. Der Dichter berichtet in einem Briefe an Reinhold vom 4. September 1794[3]: „Bis Mittags wird allerseits gearbeitet, Nachmittags gelesen in historischen Werken und im Shakespear, Trauben gegessen, auf der Terrasse Federball gespielt, und nach Clarens, dem See, Chillon oder den nächstliegenden Berghöhen promenirt, des Abends werden sokratische Gespräche über Tugend, Schönheit, Liebe, Treue, Erziehung, Eifersucht usw. geführt." Diesem kontemplativen Zustand hat Baggesen an verschiedenen Orten in der Parthenais nachgelebt, namentlich da, wo er den Kreis schildert, in dem der Dichter Nordfrank, also Baggesen selbst, lebt:

Froh des Vereins, sich selber genug und Zerstreuungen abhold,
Widmend Geschäften den Tag und die Abende holder Erquickung.
Bald mit geselligem Spiel mit Gesang und mit mancher Erzählung
Kürzend die Zeit, bald lernend auf Deutsch die Sprache der Götter.

Zu Beginn des kommenden Jahres mußte Baggesen

[1] Vgl. auch das Gedicht von J. G. Jacobi, Charmides und Theone.

[2]) Baggesen spricht vom Dorfe Bonal. Ein solches existiert in der Schweiz nicht. Der gleiche Name kehrt, auch in Pestalozzis Volksbuch „Lienhard und Gertrud" wieder, das, 1781—85 erschienen, Baggesen wohl bekannt sein konnte.

[3] Brfw. I, S. 364.

mit Frau und Kindern wieder nach Dänemark zurückkehren und zugleich Charlotte Wieland wieder zu ihren Eltern zurückbringen. In Zürich war zwischen Charlotte Wieland und Heinrich Geßner, dem Sohn des Idyllendichters, eine zarte Neigung entstanden, und Baggesen trat in Osmannstädt bei Wieland[1] als Freiwerber für den jungen Schweizer auf. Wirklich erhielt er das Jawort und als er zugleich von seinem Gönner aus Dänemark beauftragt wurde, eine Reise nach Paris anzutreten, fuhr er wieder nach Zürich zurück, überbrachte die glückliche Botschaft, entführte aber zugleich den frischgebackenen Bräutigam nach Paris. Alles war darüber ungehalten, da Baggesen ganz einfach Frau und Kind samt einem kranken Dienstmädchen bei Wieland zurückließ[2]. Solch planlose Entschlüsse haben ihm denn auch von Wielands Seite den Namen „Erzschwärmer" eingetragen, wogegen sich Baggesen in einem Briefe an Wieland verwahrte[3]. Aber die Verstimmung blieb bestehen, und Wieland schreibt noch später an Geßner: „Ich fürchte nur, Baggesen ist von seinem schlimmsten Übel, seiner Narrheit, nicht heilbar"[4]. Nach der Rückkehr fand Baggesen für den Rest des Sommers ein ruhiges Asyl beim Herzog von Augustenburg in Gravenstein. Im Kreise edler Frauen, der Herzogin und der Prinzessin Luise, die Sophiens „Schutzengel sind" und einem neugeborenen Knaben Paten stehen, erwachte Baggesens Dichterlust wieder und damit die in Bern gefaßte Neigung, seine Umgebung in griechisch-homerischer Weise zu schildern.

[1] Zolling, l. c. S. 23.

[2] Robert Keil, Wieland und Reinhold, Leipzig und Berlin 1885, S. 215ff.

[3] Brfw. I, S. 454.

[4] Zolling, l. c. S. 23. Ähnlich lautende Urteile über Baggesen sind auch anderweitig noch häufig zu finden. Vgl. VIII. Kapitel.

Ein Brief vom 29. Juni 1795 an Reinhold legt davon Zeugnis ab[1]. „Komm, o Reinhold“, schreibt er, „und teile unsere Freude über die Menschen, aus denen ich (der, wie Du sagst, allenthalben aus ungewöhnlichen Menschen Götter mache) keine zu machen brauche, weil sie es waren, es sind und mehr und mehr sein werden, komm, um Uranias, Athenes, Aretes willen, Du findest sie in Auguste, Luise und Sophie!“ Im Tempel der Chariten (dem Kabinette der Herzogin) las er, wie einst in Bern und Châtelard, den Damen Meisterwerke von Schiller, Lessing und Wieland vor und dünkte sich „ein Priester der Grazien und Musen“. Den folgenden Winter hielt sich Baggesen, auf eine Stelle wartend, in Kiel auf, in innigem und häufigem Verkehr mit Voß und Reinhold, im Sommer in Bordesholm. Aus dieser Zeit stammt die erste Äußerung über die Dichtung Parthenais. Er dankte Voß in einem Briefe für seinen Besuch und für sein Wohlgefallen an „unserer“ (wohl dänischer) Hexametertechnik und in einem späteren Briefe, der eine wahre, tiefe Bewunderung für Vossens Werke ausspricht, führte er sich und Sophie bereits als Nordfrank und Cynthia[2] vor. Er bestellte darin einen Gruß an den Nestor Gleim, der ihn einst mit Sophie herzlich aufgenommen hatte und fügt die Hexameter hinzu[3]:

Lieber, ich hoffe, Du wirst nicht zaghaft werden noch kraftlos,
Da Dich Jüngling bereits obwaltende Götter begleiten.
Hierauf steckte der Greis uns Scheidenden heimlich im Wagen
Süßen balsamischen Wein —

Zum Schluße heißt es: „Die Parthenais habe ich seitdem nicht mehr angesehen, nicht einmal die kleinen Liederchen, die Sie in Ihren gütigen, apollinischen

[1] Brfw. II, S. 57.
[2] Brfw. II, S. 424.
[3] Biogr. II, Tillæg, XVIII, S. 99.

Schutz nehmen wollen, habe ich abschreiben können.“ Wie weit diese Ausführung gediehen war, läßt sich nicht nachweisen.

Es brachen für Baggesen jetzt recht traurige Tage an. Die ihm vom Herzog neuerdings übertragene Stelle eines Propstes der Regenz sagte ihm wieder nicht zu[1], und er fand sich zudem mit Frau und Kindern in dei unwirtlichen Dienstwohnung nicht zurecht. Die Krankheit seiner Frau, ein schweres Brustleiden, nahm beängstigende Formen an, dazu kamen Geldsorgen und leider selbstverschuldete Mißhelligkeiten mit seinen Gönnern. In der unseligen Zeit, die er „verkränkelte und ververselte“, arbeitete er aber doch mit eisernem Fleiß an einer dänischen Homerübersetzung[2]. Im Frühjahr mahnten ihn die Ärzte ernstlich, mit Sophie ein wärmeres Klima aufzusuchen. Leider gelangte Baggesen mit der schwerkranken Gattin nur bis Kiel; dort starb seine „Alpina“ nach einer qualvollen Überfahrt am 5. Mai 1797. Baggesens Trauer war echt und groß[3], nie hat man ihm seine Sophie wieder ersetzen können, bis ins hohe Alter zittert bei der Nennung ihres Namens die Wehmut in ihm nach. Der schwere Verlust verwirrte ihn, er war haltlos, so daß er seine Umgebung befremdete[4], fand aber schließlich in Eutin bei stiller Arbeit über der Ilias eine kurze Ruhezeit, bis für ihn die traurige Pflicht erstand, die beiden verwaisten Knaben (der erstgeborene war inzwischen verstorben) nach Bern zurückzubringen. In tiefster Trauer langte er nach einer mühseligen Reise dort an. In Fraubrunnen, unmittelbar vor Bern, schreibt er am 14. August 1797

---

[1] Schulz, Friedrich Christian. S. 206.
[2] Brfw. II, S. 148.
[3] Brfw. II, S. 154.
[4] Schulz, Timoleon und Immanuel. S. XIII.

in sein Tagebuch[1]: „Es ist das siebente Mal, daß ich mich dem Himmel nähere, wo Reinheit, Höhe und Stille thront, meine Bewunderung ist siebenmal größer als das erste Mal, aber zugleich ist es der traurigste Gang, und an diesem sonnenklaren Tage freue ich mich auf den Anblick von Bern, oh, es war doch ihre Geburtsstätte und Mutterstadt.“ Nichts konnte ihn trösten, schreibt er an seine Freunde, als der Anblick seiner lieben Kinder und der Berge, wo er mit Sophie glücklich gewesen war. Den Rest des Jahres brachte er in Cossonay (Waadtland) zu und war auch in den Tagen von Berns Untergang fern von der Stadt, in Villeneuve am Genfer See. Willenlos ging damals Baggesen auf die Pläne seiner guten Schwiegermutter ein, die darauf bedacht war, den verwaisten Kindern eine zweite Mutter zu verschaffen. Es kam zu zwei übereilten Verlobungen, die beide wieder gelöst wurden. Bekanntlich hat L. A. v. Arnim auf abenteuerliche Gerüchte hin diese und die Kieler Zeit zum Vorwurf genommen und Baggesen als Dichter Waller in der Gräfin Dolores karikiert.[2] Es war ein Racheakt für den antiromantischen Klingklingelalmanach Baggesens, und ist ebenso hart und ungerecht wie die darauf bezügliche Rezension der Gräfin Dolores, von Grimm[3].

Während der revolutionären Wirren, die Baggesen mächtig erregten, wurde ihm vorübergehend eine sichere Ruhestatt geschaffen. Der Bruder seiner Schwiegermutter, der bekannte Schatzmeister Napoleons, Rudolph

[1] Biogr. II, S. 190.

[2] Von Arnim übernommen, kehrt die Karikatur auch in den Romanen Eichendorffs, Ahnung und Gegenwart und Dichter und ihre Gesellen wieder.

[3] W. Grimm, Kleinere Schriften, Berlin 1851, I, S. 294. Vgl. Friedr. Schulze, Die Gräfin Dolores, Diss. Leipzig 1904, S. 48 ff., S. 94 ff.

Emanuel von Haller[1] (1747—1835), schenkte ihm ein reizendes Landgut, Frasimalga, in der Nähe von Mendrisio (Tessin), einen Landsitz, wie er ihn immer zum Zusammenleben mit seiner Gattin ersehnt hatte. Die Nähe der schneebedeckten Berge die friedliche Stille des Ortes riefen frühere Erinnerungen in ihm wach, er setzte sich hin zur Arbeit über der Parthenais; da wurde er durch einen Brief vom Grafen Schimmelmann energisch nach Kopenhagen gerufen, endlich sein Amt wieder zu versehen. Man bedeutete ihm, eine reiche Frau mitzubringen, worauf er nicht lange warten ließ; denn im Spätjahr 1798 verlobte er sich in Paris mit Fanny Reybaz, der Tochter des Staatsmannes Reybaz, eines geborenen Genfers. Endlich nach Kopenhagen zurückgekehrt, hielt er mit seiner getreuen Schwiegermutter und seinen Kindern wieder Einzug in der Regenz, um im folgenden Jahr seine zweite Frau, mit der er in Paris getraut wurde, in das ihm schon längst verhaßte Heim zu führen. Zu der seit langem zurückgelegten Parthenais fand er keine Zeit, obschon er von Jacobi und namentlich von dessen Verleger Perthes[2] brieflich aufgefordert wurde, Beiträge zu dem „Überflüssigen Taschenbuch für das Jahr 1800" zu schicken. Schon früher hatte Voß ihn um Einsendungen gebeten, und wirklich war im Voßschen Hamburger Musenalmanach 1797 Baggesen mit dem vielleicht bekanntesten Liede, „Die gesamte Trinklehre" (Als Vater Noah in Becher goß), hervorgetreten[3]. Auf die Anregung Jacobis antwortete dann Baggesen in einem larmoyanten, langen Brief am 10. April 1793[4], wie er „der Scheeren-

[1] Biogr. II, S. 282.
[2] Biogr. III, S. 9 und Brfw. II, S. 257.
[3] D. N. L. Bd. 135. S. 237, 240, 241 ff.
[4] Brfw. II, S. 262, 267, 268.

schleifer" (er arbeitete damals auch an einem komischen Epos, der „Scheerenschleifer-Epopöe") ein wahres Eselsleben führe. „Seit 4 Wochen", schreibt er, „bin ich an der Abschrift der Parthenais, ohne noch den ersten Gesang reingeschrieben zu haben." Trotzdem es ihm wirklich übel ging, verlor er den Humor nicht und nahm noch im gleichen Briefe Bezug auf eine Stelle in der Parthenais. In der schlecht eingerichteten Wohnung sei er häufig gezwungen auf einem improvisierten „polnischen Bett, lit de Dumouriez" zu schlafen, dazu zitiert er den Vers, C v, 49, „Schief das Geschäft anfangend, kläglich zum anschaun." Am Schlusse des Briefes verspricht er Jacobi, die Parthenais und die Stücke aus dem Reisetagebuch mitzubringen, wenn er Kopenhagen im Mai verlasse. Baggesen bestimmte für jenes Taschenbuch drei Gesänge der Parthenais, doch trafen Jacobi und Stolberg eine Auswahl, „mit der er dann zufrieden sein solle"[1]. Von allen Seiten wurde Baggesen gedrängt, so schreibt ihm auch am 3. Dezember 1799 sein Freund Reinhold[2]: „Deine Beiträge zum überflüssigen Taschenbuch haben meine und gewiß unzähliger Deutschen Lüsternheit nach den Blüthen und Früchten Deines Geistes wol mehr gereizt als befriedigt, so trefflich sie uns auch schmecken. Lasse doch endlich einen Band Fragmente ausgehen, so fragmentarisch wie Du sie vorfindest!" Jedenfalls ist Baggesen mit seinen Beiträgen doch zu spät gekommen, denn in der Vorrede zum Taschenbuch bemerkt Jacobi[3], daß die im Taschenbuch befindlichen Beiträge von Jens Baggesen, weil sie zu spät eingelaufen, dem Herausgeber vor

[1] Brfw. II, S. 258.

[2] Brfw. II, S. 278.

[3] Überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800, hsg. v. J. G. Jacobi, Hamburg bei Perthes. S. II.

dem Abdruck nicht hätten vorgelegt werden können und daß auch diese also der überflüssige Vorredner allein verantworte. Es findet sich darin S. 61 die „Ode an Voß", die Baggesen später die „Genesung des deutschen Homers"[1] nannte, und auf S. 134 „Das Fußwaschen", aus einem größeren Gedicht „Parthenäis". Es ist der erste Teildruck. Das Fragment umfaßt nur 121 Hexameter (in A1, 36ff. erweitert) und behandelt das Belauschen des Fußbades durch Nordfrank im Gasthause zu Lauterbrunnen. Auf S. 198 endlich findet sich die von Jacobi geforderte, lebhaft geschriebene Erzählung aus dem Tagebuch, „Mein Abenteuer in Rastadt".

Noch andere Arbeiten beschäftigten Baggesen in jener Zeit. Er ging auf in einem angestrengten Studium Vergils und schrieb in sein Tagebuch[2], daß er die Didoepisode unter fortwährendem Zittern und Beben bis zum Tränenstrome gelesen und daß ihn kein Werk mehr gerührt habe. Sicherlich war bei der Szene in der Beatushöhle diese Lektüre mitbestimmend. In seinem Tagebuch findet sich ferner ein Entwurf zu einem Epos, das die Revolution in Frankreich, den Fall des Direktoriums und Napoleons Sieg schildern soll. Interessant erscheint es, daß Baggesen auch hier viel Mythologie einflechten wollte. Die Notizen lauten nur: „Eleutheria — die jüngste Freiheit; eine Alpengöttin — Alpina; die Hydra der Anarchie — Maratta; Arimans und Marattas Sohn — Robesperos usw." Unter den Helden des Gedichtes nennt er: „Bonaparte, Carnot, von Haller, Reybaz usw." Er wollte darin den Hexameter verwenden und ruft Voß, ganz im Stil der Reimgegner aus der Mitte des 18. Jahrhundert, be-

[1] Jens B.'s Gedichte I, S. 61.
[2] Biogr. III, S. 45ff.

geistert zu[1]: „Der Hexameter, die Göttersprache muß den Reim aus aller edleren und ernsthafteren Dichtung verdrängen, der Harfenklang muß den Sieg davontragen über das Schellengeläute. Daß mindestens die deutsche Sprache dazu geeignet ist, diesen unendlichen Vers wiederzugeben, hast Du mit Deiner Aeneide wieder gezeigt.“ Wie früher Vossens Homerübersetzung, so regt ihn jetzt dessen Äneide wieder zum Schaffen an; gleich blieb nur die wahre, große Bewunderung für den Hexameter, die er sein ganzes Leben nie verloren hat. Er schickte übrigens mit dem gleichen Brief 230 Hexameter seines Revolutionsepos, von denen in der Biographie 36 abgedruckt sind[2]. Es blieb jedoch Fragment, denn die damals sehr große Begeisterung für Napoleon, für die ein Gedicht[3] „Napoleon“ beredtes Zeugnis ablegt, erkaltete bald, als Napoleon die Kaiserkrone nahm. Baggesen meinte Voß gegenüber, die Mythologie mache ihm Schwierigkeiten, und es sei eine Verwegenheit, ein so großes Gedicht in einer Sprache, die nicht seine Muttersprache sei, zu dichten. Jedenfalls hat ihn dann Voß bewogen, die neue Arbeit wegzulegen und zuerst seine Parthenais zu vollenden.

Mit diesem Gedanken wandte sich Baggesen nach Paris; denn in Kopenhagen hatte er inzwischen seinen Abschied mit einer Pension erhalten. In der französischen Hauptstadt ging er an die Ausarbeitung seiner deutschen dichterischen Versuche. Die Götterwelt, die er in den Schweizer Bergen ansiedeln wollte,

[1] Biogr. III, S. 48.

[2] Biogr. III, S. 49.

[3] „A Bonaparte“, Kopenhague, E. M. Cohen, 1800 (Exemplar in der Nationalbibliothek in Paris, mit selbst geschriebener Widmung und einem auf Napoleon bezüglichen Anagramm. Ferner Korrekturen von seiner Hand.) Vgl. darüber A. Menzel, Gesch. d. deutschen Dichtung, 1875, III. S. 82ff.

beschäftigte ihn wieder. In einem Brief an Jacobi[1] ruft er sich einen Abend „voll göttlichen Webens auf dem rätselhaft schönen Walensee“ ins Gedächtnis zurück. Baggesen hatte damals die Absicht, wieder nach der Schweiz zu reisen, um dort helvetischer Bürger zu werden, worüber wir ein interessantes Dokument besitzen. Philipp Albert Stapfer schreibt aus Paris an seinen Freund Usteri am 14. September 1801[2]: „Professor Baggesen reist nach der Schweiz. Er wünscht zum helvetischen Bürger aufgenommen zu werden und wird Sie und Rengger darum angehen. Seine Titel sind: Seine vorige Frau, eine Enkelin Hallers, einige dithyrambische Aufsätze über die Naturschönheiten unseres Vaterlandes und eine sog. Parthenais, ein großes Gedicht über Helvetien, das er eben jetzt ausheckt; doch Sie kennen den gutmütigen Schwärmer so gut als ich, mich dünkt, man könnte ihn wohl zum Helvetier stempeln.“ In diesem überlegenen Berichte des Staatsmannes liegt ein Zeugnis, daß Baggesen damals emsig an der Ausarbeitung der Parthenais tätig war und davon etwas erwartete. Doch aus der geplanten Reise und der Ernennung zum helvetischen Bürger wurde nichts.

Dagegen führte ihn eine Reise über England nach Altona[3], wo der Buchhändler Perthes, der den Verlag seiner deutschen Gedichte übernommen hatte, ihm ein angemessenes Honorar auszahlte und wo ein dort weilender Verleger, Vollmer aus Erfurt, sich nach Einsicht des Manuskriptes bereit erklärte, die Parthenais zu drucken. Baggesen versprach, den letzten Teil des Epos nach Erfurt zu bringen. Nach einer Reise über Weimar,

---

[1] Biogr. III, S. 82.

[2] Dr. R. Luginbühl, Philipp Albert Stapfers Briefwechsel. Basel 1891 I, S. 98.

[3] Biogr. III, S. 90.

wo er zwar den „Autotatos Goethe", der mit Studenten in Lauchstädt weilte, nicht traf, wohl aber Schiller und Gleim, kam er Ende 1802 nach Erfurt. „Gerade zur rechten Zeit"[1], wie er meinte, denn er fand, daß die angefangene typographische Ausstattung seinen Forderungen und Erwartungen keineswegs entspreche. Daher gebot er, schnell mit dem Druck inne zu halten; aber erst nach langen Unannehmlichkeiten erhielt das Werkchen ein schmuckes Gewand. Von jetzt ab verstummen die Äußerungen über die Parthenais. Baggesen ist unruhig, daß er von Vollmer nicht die mindeste Nachricht über die Parthenais habe, die schon lange gedruckt sein müsse. Offenbar ist die Parthenais erst zu Beginn des Jahres 1803 in den Buchhandel und auch in Baggesens Hände gekommen, wie auch die Gedichtsammlung mit der „Scheerenschleifer-Epopöe". Am 20. Juli 1804 schreibt er noch aus Paris an Freund Moltke[2]: „Über das Schicksal meines deutschen Versuches in Deutschland weiß ich nichts, da ich keine deutsche literarische Zeitschrift lese, ich erfahre überhaupt so wenig, wie wenn ich in China lebte; aber mein Scheerenschleiferepos und meine Parthenais haben hier merkwürdig Aufsehen gemacht, vor allem wundere ich mich, daß von der letztgenannten hier in Paris ungefähr 100 Exemplare abgesetzt wurden." Ja, Baggesen empfing von Notabilitäten schmeichelhafte Zuschriften, alles wollte den „Scheerenschleifer" oder mindestens den „Sänger der Jungfrau" kennen lernen und in Cabanis[3] und Fauriel, dem späteren Übersetzer der Parthenais, fand er Franzosen, die das Epos schon mehrere Male durchgelesen hatten. Das tröstete ihn alles,

[1] Biogr. III, S. 127.
[2] Biogr. III, S. 198.
[3] Biogr. III. S. 196, 198 und III, Tillæg, S. 117.

wie er schreibt, über die Schandschrift, die Kotzebue[1] im „Freimütigen“ habe drucken lassen. An Moltke schreibt Baggesen später, er arbeite nun an einer zweiten Auflage, da die erste abscheulich sei. „Ich habe den Schimpf erleben müssen, daß darin Druckfehler sind, die mir als Schreibfehler angerechnet werden, und man kann doch in Hinsicht auf den Druck nicht leicht ein traurigeres Schicksal haben, als ich es hatte; denn eine Handschrift ging gänzlich verloren und wurde nach meinem Brouillon gedruckt, ohne daß ich selbst die Korrekturen besorgen konnte.“ Angeregt durch seine Erfolge in Paris wollte er mit Moltke ein dichterisches Journal „Castor und Pollux“ herausgeben; doch ein darauf bezüglicher Brief traf Moltke nicht in Bern und die Pläne zerschlugen sich. Auf den wohlwollenden Brief von W. v. Humboldt, der, wie schon erwähnt, auf Baggesen ganz befreiend wirkte, faßte er neue Pläne zu epischen Dichtungen. Eine „Cookias“, eine Verherrlichung der Weltumsegelung Cooks mit einer Götterwelt in hohem Stil, entstand unter seinen Händen und — blieb Fragment. Erst in der 1808 erschienenen Gedichtsammlung „Heideblumen“[2] wurden fünf Gesänge der viel größer geplanten Cookias als „Oceania“ abgedruckt. Es ist sehr zu bedauern, daß dieses Seitenstück zu den Lusiaden nicht weiter gediehen ist. Indessen fehlen alle Äußerungen über die Aussicht genommene, neue Ausgabe der Parthenais. Es ist zwar im Verlag von Vollmer in Erfurt eine zweite Ausgabe als Taschenbuch für Damen erschienen, doch

---

[1] Im „Freimütigen oder Scherz und Ernst“ Nr. 41, Jahrg. 1804, S. 161 ff. steht eine gehässige Kritik von Kotzebue über den II. Band von Baggesens Gedichten.

[2] Heideblumen, Vom Verfasser der Parthenaïs, nebst einigen Proben der Oceania, Amsterdam, 1808.

läßt Baggesen darüber kein Wort verlauten. Erst 1806 kommt er wieder auf die Parthenais zu sprechen. Damals weilte er nämlich einige Sommermonate in Amsterdam und trat zu Fr. Brockhaus in Beziehungen. Sofort steuerte der allzeit tätige Mann Beiträge zu der von Brockhaus herausgegebenen Zeitschrift „Stern" (später „Journal du Soir") bei und schloß dann mit ihm zwei Kontrakte, eine neue Ausgabe der Parthenais und eine Briefsammlung betreffend. Beide Kontrakte sind noch im Original erhalten[1]. Danach sollte die neue Ausgabe der Parthenais in zwei Formen erfolgen, eine in einem Band, die andere in zwei Bänden. Für die erste Ausgabe von 1600 Exemplaren erhielt der Verfasser 5 Louisdor Bogenhonorar, für die andere sollte er erst im Falle einer Neuausgabe $2^1/_2$ Louisdor erhalten. Diese letzte Klausel verwirklichte sich in der Tat. Keines der späteren Bücher hat so überraschend viele Auflagen erlebt. 1808 erschienen die „Heideblumen", im folgenden Jahr der bekannte, antiromantische „Klingklingelalmanach", posthum das Epos „Adam und Eva".

Wir erwähnen nur noch kurz die letzten Etappen des vielbewegten Dichterlebens. Baggesen erhielt später (1809) eine Professur in Kiel, wurde in einen überaus bitteren Streit mit dem Dichter Oehlenschläger verwickelt, wodurch er die Sympathien der jungen Generation in Dänemark völlig verlor. Genötigt sein Vaterland zu verlassen, wandte er sich neuerdings nach Paris, wo ihn schwere Geldsorgen und der rasche Verlust seiner Frau und zweier hoffnungsvoller Kinder ganz darnieder warfen. Schönere Tage brachte ihm ein Aufenthalt bei seinem ältesten Sohne in Bern, der damals Lehrer am Gymnasium und später Pfarrer am Münster war. Einige

[1] Biogr. II, S. 234.

Zeit weilte er erholungsbedürftig in dem zu jener Zeit noch sehr bescheidenen Kurort Gurnigel[1]. Noch konnte der Dichter wie in jüngeren Tagen Bergfahrten unternehmen, und häufige Beiträge in den „Alpenrosen" von J. R. Wyss zeugen von seiner geistigen Regsamkeit. In ungestümer Liebe hat er einst seinen Sohn nach einer Probepredigt auf offenem Münsterplatz in Bern umarmt. Die letzten schönen Schweizertage verbrachte der Dichter in Interlaken. Er benannte die umliegenden Aussichtspunkte nach seinen liebsten Bekannten, da haben wir ein „Sophiegrätli", einen „Reinholdbühl"[2] usw. In hohem Glück teilt er mit, daß er einen Platz gefunden habe, von wo die Aussicht auf die Jungfrau so schön sei, wie sie nur der Sänger der Parthenais und dieser nur am Ende seiner Alpenbahn würdigen könne. Dazu kam noch die Freude, daß ein großer Verehrer, Mister Parke, ihm seine hohe Bewunderung über die Parthenais aussprach, die er nach dem Zeugnis von Baggesens Sohn August beinahe auswendig konnte. Doch der Aufenthalt in der Schweiz ging rasch zu Ende. Ein schmerzhaftes Nierenleiden nötigte Baggesen zu einer Reise nach Karlsbad, wo er irrtümlicherweise als Milzkranker behandelt wurde und keine Heilung fand. Den Winter 1825—26 verbrachte der Dichter in Dresden, schwerkrank, doch immer noch menschenfreundlich und geistig regsam, wie uns dies sein Arzt, Dr. med. Rosenberg, in einem wohlwollenden „Porträt des Dichters im Alter von 61 Jahren" ausführlich mitteilt[3]. Trotz aller Schmerzen arbeitete er an seinem Epos „Adam und Eva", trotz aller Sorgen und Krankheit drückte

---

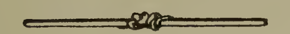
[1] D. Rytz, C. A. Reinhold Baggesen, Basel 1884, S. 37.

[2] Biogr. IV, Tillæg, S. 235.

[3] Dresdener Morgen-Zeitung 1827, Nr. 11—14; Adam und Eva, Neuausgabe, S. 1—15.

ihm die Begeisterung für den Griechenkampf[1] noch die Feder zu einem warmen Autruf in die Hand. Er sollte sie zum letzten Male geführt haben. Als eine Verschlimmerung der Krankheit eintrat, holte ihn sein Sohn August aus Kopenhagen in die Heimat ab. In Leipzig gab es einen Aufenthalt. Göschen nahm das eben ausgearbeitete Epos in Verlag und zahlte ein schönes Honorar. Noch einmal klang die Parthenais freundlich in Baggesens Leben hinein. Die Söhne von Brockhaus (der Verlag war inzwischen nach Leipzig übergesiedelt) zahlten ihm für eine Neuauflage der Parthenais, um die Baggesen nichts gewußt hatte, das im Kontrakt ausbedungene Honorar aus, sehr zum Vorteil der gänzlich erschöpften Reisekasse.

Der schwerkranke Mann erreichte noch Hamburg. Dort starb er am 3. Oktober 1826 in den Armen seines Sohnes August, einen Tag vor dem Eintreffen seines ältesten Sohnes aus Bern[2]. Die Sektion[3] ergab, daß der bedauernswerte Mann falsch behandelt worden war. Der Sänger der Parthenais liegt in Kiel begraben. Die im Leben so treubefreundeten Ehepaare, Sophie und Jens Baggesen und Sophie und Karl L. Reinhold ruhen, noch im Tode vereint, in einem gemeinsamen Grabe.



[1] Der Himmelruf an die Griechen in ihrem Todeskampf für die Freiheit, Morgenblatt 1826, Nr. 278; als Druckschrift bei Joseph Max & Co., Breslau („zu Gunsten der vielleicht noch Lebenden").

[2] Rytz, C. A. R. Baggesen. S. 53.

[3] In memoriam defuncti J. J. Baggesen. Relatio de Sectione etc. Hamburg 1826. Perthes und Besser.

III.

TEXTE UND INHALTSANALYSE

Die Parthenais muß ein sehr vielgelesenes Buch gewesen sein, denn sie erlebte sieben Auflagen und wurde auch 1836 in die ,,Poetischen Werke in deutscher Sprache" aufgenommen. Wir hören vom Dichter selber, daß allein in Paris kurz nach dem Erscheinen 100 Exemplare abgesetzt wurden, daß Brockhaus 1808 eine Auflage von 1600 Exemplaren veranstaltete und daß noch 1819 eine Neuausgabe nötig wurde. Von den acht bei Goedecke angeführten Ausgaben sind mir sechs bekannt, die nur teilweise mit den dort zitierten übereinstimmen. Ich glaube aber bestimmt, daß außer denen, die ich unten aufzähle, keine weiteren vorliegen.

A. Parthenåis oder Die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in neun Gesängen von Jens Baggesen mit sechs Kupfern nach Schnor u. Schubert von Schule. Hamburg und Mainz bei Gottfried Vollmer (ohne Jahr) 12°.

A 1. Taschenbuch für Damen. Parthenais oder Der Jungfrauen Wallfahrt zur Jungfrau. Ein Idyllisches Epos in 9 Gesängen von Jens Baggesen. Mit Kupfern. Zweite unveränderte Auflage. Hamburg bey Vollmer (ohne Jahr). 12°.

B. Parthenäis oder Die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in Zwölf Gesängen von Jens Baggesen. Amsterdam, im Kunst und Industrie Comptoir (ohne Jahr). 8°. [auf dem Umschlag: Parthenäis

von Jens Baggesen ein Taschenbuch für Damen auf 1807.]

B 1. Taschenbuch für Damen. Parthenais oder der Jungfrauen Wallfahrt zur Jungfrau. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen von Jens Baggesen; mit Kupfern. Zweite, umgeänderte Auflage. Hamburg, bey Vollmer (ohne Jahr). 8°.

B 2. Parthenaïs oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen von Jens Baggesen. 2 Bändchen. Neue Auflage: mit sechs Kupfern. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1819.

C. Parthenais oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. Letzte Umarbeitung des Verfassers. Bd. I der „Poetischen Werke". Leipzig, Brockhaus, 1836.

Gleich nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe, die Baggesen, wie schon erwähnt, keineswegs befriedigte, ging er an eine Umarbeitung, infolge der das Epos um drei Gesänge, im ganzen um 821 Verse anschwoll. Das Wachsen des Werkes mag hier in einer Zusammenstellung der Ausgaben mit Zugrundelegung der Erstausgabe A vom Jahre 1803 erläutert sein.

I. Gesang (259 Verse)

Eine Anrufung der homerischen Muse leitet die Dichtung ein, die Aufforderung, die Gefahren, die dem nordischen Dichter Nordfrank und seinen Begleiterinnen begegneten, laut zu besingen. Als gewiegter Bergsteiger hat Nordfrank drei junge Mädchen, die von dem Anblick der Jungfrau hingerissen sind, auf die Wengernalp, die „Warte" des erhabenen Berges, geführt. Er hat sich dadurch den Zorn von Hermes und Amor, die beide die Führung zu übernehmen gewünscht hatten, zugezogen; aber obwohl diese den Wandernden vieles

entgegengewälzt haben, krönt doch der Helfer Apollo den Jüngling mit Sieg.

Nach dieser Exposition beginnt gleich ein Stück Idylle.

Wir werden in das tiefumschattete Bergtal von Lauterbrunnen geführt, wo in dem einzigen Gasthof bereits die vier Personen einquartiert sind und zwar alle in dem einzigen Zimmer, das noch zu finden war. Auf einem heroischen Lager von drei gegen die Wand gekehrten Stühlen ruht der Held; er hat die begreifliche Scheu der Mädchen durch sofortigen, schonungsvollen Schlaf gehoben. Er will aber die drei Grazien durch halbgeschlossene Augen beobachten, um so mehr als sie sich bei der Wirtin ein Fußbad bestellt haben. Und wirklich wird unter scherzhaften Gesprächen in beständiger, reizender Angst vor dem schnarchenden Träumer ein Fußbad genommen. Wenn das freundliche Plätschern zu stürmisch wird, droht Cynthia mit aufgehobenem Finger. Mädchenhaft sprechen sie über ihre sonderbare Lage. Myris meint, es sei ja fast unglaublich, daß sie alle drei mit einem Manne herumziehen und sogar in dem nämlichen Zimmer nächtigen. Gestern sei ihr schon das Unmögliche passiert, daß sie sich mit ihm allein in der Beatus-Höhle gefunden habe. Wahrlich, meint sie, ein Gedicht, das solches enthielte, würfe sie aus dem Fenster und dennoch sei alles, so wahr es auch sei, unschuldig und einfach. Nordfrank sei ja ihr edler Vertrauter, meinen sie, sonst hätten ja Vater und Mutter niemals die Fahrt hierher gestattet, nicht einmal eine kürzere nach Aarau oder Biel. So hört der „ohranspizzende Nordfrank“ sein eigenes Lob, er läßt kein Auge von den reizenden Gestalten und freut sich, nicht die Rolle eines Paris spielen zu müssen; es würde ihm schwer fallen. Nachdem das Bad beendigt

ist, treten die Mädchen innig verschlungen ans Fenster und bewundern die Jungfrau, die im Mondscheinglanz vor ihnen aufsteigt. Als ein ziehendes Wölkchen den Mond verhüllt, probieren sie ein rasches Tänzchen und sinken dann ermüdet aufs Bett. Erst jetzt wird dem Führer, der alles mit heiliger Scheu betrachtet hat, auch Ruhe zuteil und mit einem Dankgebet an Urania schläft er ein.

II. Gesang (309 Verse)

Während alles in mitternächtlicher Stille ruht, werden dem träumenden Nordfrank von homerischen Göttern in hexametrischem Takt die Begebenheiten der vorigen Tage noch einmal vorgeführt.

Der Gutsherr Andros von Bonal, der in Bern gemeinnützigen Arbeiten obliegt, hat seinen drei Töchtern Cynthia, Daphne und Myris schon längst die Fahrt zur Jungfrau versprochen. Bei ihm hält sich der treffliche nordische Dichter Nordfrank auf, von allen geschätzt und geachtet.

Aber die drei seit kurzem in der Stadt wohnenden Mädchen haben schon die Blicke der jungen Männer auf sich gezogen. So hat sich ein junger bernischer Hauptmann zur Führung anerboten, sobald er von dem Plane erfahren. Dies ist den Eltern und namentlich Nordfrank unangenehm, und die geplante Wanderung wird immer aufgeschoben. Da schafft der Vater Rat. Durch ein schönes Traumbild angeregt, will er seinen Töchtern im Verein mit dem ihm vertrauten Nordfrank die Fahrt gestatten, sie sollen dazu oben auf der Wengernalp den Geburtstag ihrer Mutter Theone feiern. Anfänglich fürchtet seine Gattin den Klatsch der Stadt, aber Andros weiß ihr das mit männlichen Worten auszureden. Feierlich werden die Kinder

gerufen, Nordfrank wird mit einem Händedruck verpflichtet; der Vater will ihm mit dieser anvertrauten Führung lohnen, was er einst Gutes an ihm getan hat (Rettung seiner Familie aus den Fluten der wütenden Emme). So wird in der Straße, wo Berchtolds Turm sich erhebt, die Post nach Thun bestellt. Schon nähern sich die drei Mädchen mit ihrem Begleiter dem Posthause, allerdings eine Minute nach vorgeschriebener Abfahrtszeit. Man braucht ja nicht zu eilen, das bernische Volk pflegt sich zur Fahrt Zeit zu nehmen und seit „Ur-Berner-Gedenken“[1] hatte man noch nie von einem Fall ganz pünktlicher Abfahrt gehört. Aber der erzürnte Hermes ist voll Tücke vom Niesen herab in die Hormatsarkade[2] geeilt und hat, in der Gestalt des Postmeisters, dem gemütlichen Postknecht schroff die sofortige Abfahrt befohlen. Während nun jener mit dem leeren Wagen davonfährt, erscheinen die vier Bergwanderer um die Ecke. Was bleibt übrig? Nordfrank spricht aus Sorgfalt für seine Anvertrauten von Umkehr, aber die Mädchen wollen entschlossen den Weg zu Fuß machen. Nicht wenig erstaunt über ihren Mut, lädt sich Nordfrank das Nachtzeugbündel auf, und sie wandern in den heißen Mittag hinein auf der Straße nach Thun. Zwischen Almendingen und „Rubikon“ (Rubigen) ruhen sie, von der Wanderung ermüdet, an einem sprudelnden Quell aus und erlaben sich; Nordfrank treibt unterdessen im nahen Dorf einen Wagen auf. Fröhlich setzen sie sich dann in den helvetischen Wagen, das „Wägli“, und fahren durch die blühende Landschaft. Hinter ihnen

[1] „Nume nid g'sprängt, aber gäng hü“ (nur nicht gesprengt, aber immer vorwärts), noch jetzt der Wahlspruch der Berner, der eine Parallele findet in der Wappendevise der bekannten bernischen Patrizierfamilie von Erlach: „A tout temps qui peut attendre“.

[2] Die heutige Postgasse.

schwinden die Anhöhen des Gurten und des tannigen „Langbergs“ (Längenberg), vor ihnen taucht die prachtvolle Gebirgswelt auf. Unter den letzten Strahlen der Sonne fahren sie in das fenstererglimmende Thun ein, und halten Einkehr im weitgepriesenen Freihof.

III. Gesang (267 Verse)

Während die Wanderer schlummern, hat der Dichter Zeit, die schon angedeutete Verschwörung der Götter breit auszuführen. So kommt es, daß der ganze III. Gesang den Göttern gewidmet ist.

Noch bevor die Sonne hinter den Bergen herabgesunken ist, hat sich der neidentflammte Hermes vom Niesen aufgemacht und hat nach langem Suchen seinen Bruder Eros im grünen Haslital gefunden, wo dieser unter den fröhlichen Älplern an sonntäglichem Spiel und Tanz teilnimmt. Nach einigen Neckereien, warum er denn gerade diese „hornviehweidenden Helden“ aufsuche, während er doch unten im Tale edlere Objekte seiner verbindenden Tätigkeit finde, eröffnet Hermes sein Anliegen. Er möge noch heute mit ihm nach Thun hinunterfliegen, wo Nordfrank, der ihn von der Führung der drei Mädchen weggedrängt habe, mit den Holden im Freihof abgestiegen sei. Er habe sich in der Gestalt des schönsten bernischen Hauptmannes dem Hause des Andros genaht, sei abgewiesen worden, habe ihnen heute die Postfahrt vereitelt, aber sie seien trotzdem lustig nach Thun gekommen. Man müsse nun verhindern, daß Nordfrank zur Belohnung seiner Führung die Hand der Myris bekomme, wie es schon bestimmt sei, und er, Eros, solle Nordfrank einen Pfeil in die Brust senden, damit dieser für eine der Schwestern in Liebe entbrenne und so, die andern ausschließend, dem gegebenen Gelübde untreu werde. Nachher würden sie zum Olymp

fliegen und Zeus um regenreichen Südwind bitten, damit die weitere Wanderung vereitelt werde. Die beiden fliegen also zum „finstern Aarhorn" Olymp empor, wo Zeus im Kreise der Götter thront. Amor beginnt mit einer heftigen Klage über die zunehmende Schlechtigkeit der Sterblichen, die Furcht vor den Göttern liege im Staube, niemand frage mehr nach himmlischer Waltung. Zeus jedoch bemerkt, daß sein Eifer vieles übertreibe, wohl herrsche unten, meint er, ungläubige Wißlust („Aufklärung nennen sie solches"), es seien aus der neueren Dichtung die Götter fast verschwunden, doch zähle er ja neuerdings Schiller, Wieland, ja den germanischen Liebling Goethe und Voss zu seinen Jüngern. Jetzt greift der ungeduldige Hermes ein, er erzählt, wie ein Jüngling ihnen trotze, der drei Grazien zum Fuße der Jungfrau führen wolle, um von dort den Weg zu des Donnerers Thronburg zu erspähen. Die Götter erschrecken, Aphrodite schickt Iris zu ihrem Gemach, um zu schauen, ob die Grazien, die den drei Bernerinnen hold sind, zu Hause seien; sie kehrt beklommen zurück, was nur zu deutlich für den Bericht des schlauen Hermes spricht. Schon faßt Zeus den Blitzstrahl und befiehlt den Wolken, sich über dem Thuner See zusammenzuballen, um den Frevler, der es wagt, in sein Heiligtum einzudringen, zur Rückkehr zu zwingen. Da naht sich der sanfte Apollo, er bürgt für den Jüngling, dessen Herz von jeder Verschuldung frei sei. So weiß er Zeus zu beruhigen und bittet ihn, die Verfolgung einzig Eros und Hermes zu überlassen; für sich selbst wünscht er die Beschützung Nordfranks. Zeus und die andern Götter nicken lächelnd Beifall, die Götter begeben sich zur Ruhe, nur Hermes und Eros wenden sich unmutig abwärts.

IV. Gesang (215 Verse)

Oben im Olymp und unten im Freihof ist alles zur Ruhe gegangen, nur Hermes und Eros spinnen ihre Pläne weiter. Beim Morgengrauen wird Nordfrank geweckt, leise tritt er in das friedliche Schlafzimmer seiner Begleiterinnen. Als er die drei in der lieblichsten Umarmung schlummern sieht, versagt ihm die Stimme, sein Fuß ist wie gebannt, heftig klopft sein Herz. Auf diesen Moment haben Eros und Hermes gewartet, schon längst fliegen sie als Schmetterling und als summende Fliege im Gemach der Mädchen umher. Gerade als der Blick Nordfranks bewundernd auf der holden Myris ruht, spannt Eros, nunmehr seine frühere Gestalt annehmend, den Bogen und schießt ihm den goldenen Pfeil tief ins Herz. Der Verwundete sinkt in die Knie, ein „Ach" windet sich aus der gepreßten Brust, die Mädchen erwachen, aber noch rechtzeitig entgeht er einer Entdeckung, indem er das Zimmer verläßt und nun mit lauter Stimme die Ahnungslosen weckt. Nach dem Morgenkaffee, den ihnen eine stattliche Haslitalerin bringt, drängt der rettungslos in Myris verliebte Nordfrank zum Aufbruch, sie begeben sich durch den Lustgang zum See, wo ihr Schiff bei der Schadau bereit steht, und bald treibt sie ein sanfter Zephyr über die klare Fläche. In rosiger Helle erglänzen die Berghöhen, unter dem wechselnden Morgengesang der Mädchen ziehen die lieblichen Ufer vorüber; endlich bewundern alle sprachlos den Sonnenaufstieg über den Tannen des Beatus. Allmählig legt sich der Morgenwind, Nordfrank befiehlt den Schiffern zu rudern, er selbst setzt sich ans Steuer. Ganz in Liebe versunken, ist er schweigsam geworden. Der Anblick der holden Myris wühlt sein Inneres auf, er hofft dieser Liebesqual zu entgehen, indem er sich hinter Myris ans Steuer setzt;

aber nur noch ärger brennt ihn die Wunde, als er so unmittelbar in die Nähe der Geliebten zu sitzen kommt.

V. Gesang (175 Verse)

Von Ruderschlägen getrieben, gleitet das Schiff rasch dahin. Hinter den Insassen schwinden die prächtigen Dörfer, der spitze Niesen und das weithinschattende Stockhorn, vor ihnen steigt die kristallene Welt der Jungfrau empor. Aber den ruhig Fahrenden drohen Gefahren. Wohl hat Apollo den Blitzstrahl des Zeus freundlich abgewendet; doch schon ist das Gebot an die Wolken ergangen, die eben den Kampf mit der Sonne beginnen. Obschon alles noch ruhig ist, merkt Nordfrank doch die Nähe des Sturmes. Wirklich verdunkelt sich bald die Sonne, die Flut wallt auf, in den Tannenwäldern knackt es, alle Anzeichen des Föhns sind da. Die Mädchen erschrecken, Nordfrank feuert die Ruderer an, schon winkt das schützende Merligen, da fährt aus der Schlucht zwischen Ralligen und dem Beatus ein jäher Windstoß hervor, der das Schiff wirbelnd faßt und den Männern die Ruder entwindet. Der Führung beraubt, tanzt der Kahn auf den Wellen. Doch der seekundige Nordfrank entwickelt in der gefährlichen Lage einen hohen Mut. Der Mast wird gekappt, mit dem ausgehobenen Steuer bewegt er das Schiff kräftig vorwärts, bis ihnen eine Sturzwelle eines der verlorenen Ruder wieder zuwirft; auch das andere Ruder wird aufgefischt und mit verdoppelter Kraft rudern sie vorwärts. Allen kehrt der Lebensmut zurück, der Sieg ist sicher. Durch die wütende Brandung nahen sie sich der felsigen Küste des Beatus, dort winkt ihnen zwischen den Felsen ein grüner Hang. Noch einmal drohen die Wellen, dann fährt das Schiff mit einem Ruck ins blumige Gras der friedlichen Bucht, wo unter den

schirmenden Bäumen Nordfrank und seine Begleiterinnen ein heißes Dankgebet zum Himmel senden.

VI. Gesang (431 Verse)

Nordfrank will den durchnäßten Mädchen, die im schneidenden Winde erstarren, Gelegenheit geben, sich zu trocknen. Er befiehlt den Schiffsleuten, um das östliche Vorgebirge herumzufahren und sie dort in der Bucht zu erwarten. Dann bittet er sich von den überraschten Mädchen die Erlaubnis aus, allein die Beatushöhle aufzusuchen. Froh darüber beschließen die drei, als sie allein sind, ihre durchnäßten Kleider auszuziehen und an der Sonne trocknen zu lassen, während ein kindliches Spiel ihnen die Zeit vertreiben soll. Indessen steigt Nordfrank den Berg hinan, bis sich ihm oben eine wundervolle Fernsicht bietet. Trunkenen Auges bewundert er die schöne Welt, unruhig klopft sein Herz, denn er fühlt nur zu gut, daß er Myris entflohen ist. Er kommt zu der Grotte, deren wilde Schönheit ihn ganz fesselt.

Bei der folgenden Beschreibung schaltet der Dichter auch die Sagen ein, die über die Höhle im Umlauf sind.

Während Nordfrank still in der Höhle sitzt, wo ihm alles nur Liebe zuflüstert, hat unten an der Bucht die Sonne ihr wohltätiges Werk vollendet. Ein Schmetterling gaukelt vor den Mädchen. Schon gestern hat ihn Myris im Traume gesehen. Nur halb angezogen sucht sie den schillernden Falter zu fangen, in neckischer Jagd lockt sie der Schmetterling immer höher hinauf. Der Lose ist niemand anders als Eros. Nach dem halbgelungenen Versuche im Zimmer der Mädchen hat er sich auf den Mastbaum des Schiffes gesetzt, hat die Fahrt mitgemacht, Myris zu dieser Jagd verleitet und führt sie endlich in die Beatushöhle, wo Nordfrank

kniet. Myris sinkt in Ohnmacht, Nordfrank glaubt ein Traumbild zu sehen, aber wirklich liegt Myris vor ihm auf dem moosigen Gestein. Tobender Aufruhr bewegt seine Brust, die Liebe kämpft mit der Pflicht. Er reißt sich los, dringt tief ins Innere der Höhle und findet Stärkung in einem Gebet an Urania, die ihm auch im Dunkel der Höhle als heller Lichtglanz erscheint. Als er zurückkehrt, hört er sich beim Namen rufen; die zwei Schwestern sind Myris nachgeeilt, die ihnen eben von ihrer Schmetterlingsjagd und dem Trugbild in der Höhle erzählt. Zwischen ihr und Nordfrank besteht von jetzt an ein stilles Geheimnis. Vereint steigen alle zum wartenden Schiff hinunter, das sie in rascher Fahrt nach Neuhaus bei Interlaken bringt. Nach fröhlichem Mahl geht die Fußwanderung in das Lütschinental hinein. Mit jedem Schritte tun sich neue Wunder der Gebirgswelt vor ihnen auf; das Tal wird enger, Gebirgsbäche rauschen von den Höhen, bis endlich gegen Abend das Getöse des „hochherdonnernden Hauptfalls" an ihr Ohr dringt. Sie durcheilen Lauterbrunnen, und stehen bald in tiefster Bewunderung vor dem Staubbach, auf den der aufgehende Mond die schönsten Farbenreflexe hinzaubert. Ganz erfüllt von dem prächtigen Schauspiel kehren sie ins Dorf zurück, suchen den Gasthof auf, wo sie alle in dem einzigen Zimmer nächtigen und nach dem schon erwähnten Fußbad ruhig einschlafen.

VII. Gesang (483 Verse)

Durch die Vorführung dieser Traumerzählung ist der Dichter wieder zu der Situation zurückgekehrt, in die er uns im I. Gesang führte. Er hat dort vorgegriffen und hat den vollkommen ruhigen und unschuldigen Verlauf jenes zwangsweisen Nachtlagers erzählt, das

sich, wie er VII, 4ff. fortfährt, als eine neue Tücke von Eros und Hermes darstellt.

Wieder wacht Eros mit dem beleidigten Bruder. Sie sind gereizt, dreimal sind ihre Pläne schon gescheitert. Während Eros über den See fuhr, hatte Hermes in Neuhaus gewartet, dann hatten sie sich in schwere, kraftstrotzende Berner verwandelt, hatten in Lauterbrunnen alle Zimmer in Beschlag genommen, sich an der Verlegenheit der Ankommenden gefreut, gelauscht und gehorcht und trotz alledem nicht finden können, daß der feine Nordfrank seinen Eidschwur verletzt hätte. Unmutig darüber, daß der neue Anschlag, der so klug eingefädelt war, mißlungen, bricht Eros in höchstem Zorne los, neuerdings trotze ihnen dieser Jüngling, es werde noch dazu kommen, daß einst unbärtige Knaben lesen würden, wie die Macht des götterbeherrschenden Eros zu besiegen sei. Der erzürnte Gott gibt aber seine Pläne noch nicht auf, noch ist es weit bis zum Altar der Jungfrau; er teilt seinem Bruder einen neuen Gedanken mit und beide verlassen, wiederum in eigener Gestalt, das Wirtshaus.

Unterdessen dämmert der Morgen. Schnell springt Nordfrank von seinem harten Lager auf, verläßt leise das Zimmer und gibt den Schlüssel der Wirtin, die ihm schluchzend berichtet, wie zwei Fremdlinge sich ohne Bezahlung davongemacht hätten. Sie klagt über ihren schweren Witwenstand, worauf Nordfrank mitleidig für die Entflohenen die Zeche bezahlt, nicht ahnend, daß es Götter und seine Nebenbuhler sind. Er eilt zum Staubbach, der in den ersten Sonnenstrahlen wie ein entzündeter Strom strahlt, und badet in dem weißlichen Nebel in weihevoller Stimmung. Dann eilt er zurück. Erwartungsvoll sitzen die Schwestern beim Frühstück,

die letzten Vorbereitungen zur Bergfahrt werden getroffen. Nordfrank bürdet sich das Gepäck auf und nun geht's in den taufrischen Morgen hinein. Als sie über den Steg der wilden Lütschine schreiten, zeigt Nordfrank den Mädchen die steile Wand des Tschuggen und spricht ihnen Mut zu. Er bekommt tröstliche und zustimmende Antwort. Sie steigen tapfer empor. Unmerklich hebt sich der Boden. Wälder und Hügel versinken unter ihnen, das Tal wird immer tiefer, das Vogelgezwitscher verstummt, sogar das Tosen des Staubbachs verhallt; aber von oben hören sie das Krachen fallender Steine. Alle werden merklich stiller, als sie die schwarzen Trümmer des Tschuggen durchqueren müssen und Wildbäche und Baumstämme ihnen das Schreiten erschweren. Die Luft wird dünner, die Mädchen werden durstig, Nordfrank holt ihnen Schnee, den sie mit Kirschgeist vermischt genießen. Nach einigem Ruhen geht der Zug, wenn auch etwas mühsam, weiter. Schon winken ihnen um die Ecke wegsamere Pfade, da gähnt vor ihnen plötzlich ein scheußlicher Felsschlund. Längs des schmalen Felsbandes kann unmöglich ein weiblicher Fuß durchkommen. Doch Nordfranks Plan ist gefaßt. Er beschließt, die Schwestern der Reihe nach hinüberzutragen. Sie verbinden ihre Augen mit Tüchern; mit sicherem Schritt trägt Nordfrank Cynthia und Daphne über den schwindelnden Pfad und eilt hochbeglückt zurück, Myris zu holen.

Hier bricht der Dichter wieder ab. Wir erinnern uns, daß Eros und Hermes zornig und rachedrohend Lauterbrunnen verlassen haben. In 73 Versen holt Baggesen an dieser Stelle den neuen Anschlag der Götter nach.

Eros hat Hermes am himmlischen Eingang verlassen und, einen neuen Plan in der Brust, den Flug

nach dem einsam ragenden Schreckhorn gewendet. Noch nie ist er in so unwirtliche Gegenden vorgedrungen. Droben auf dem Gipfel thront ein einsames Scheusal, von den Himmlischen Azeus, von den Sterblichen „Schwindel“ genannt. Wenn er die Augen rollt, drehen sich die Felsen, die Sonne verdunkelt sich, der Himmel schwindet. Ein schützendes Tuch um den Kopf gewunden, bittet Eros den schweigenden Herrscher, ihm zu helfen. Ein Sterblicher trotze seiner und des Hermes Macht und sei, auch ihn, den Schwindel, mißachtend, eben im Begriffe, die dritte der Schwestern Bonal über einen schwindelnden Abgrund zu tragen. Der Dämon nickt dem erregten Eros Gewährung zu, und als dieser wegfliegt, merkt er an einem hohlen Getöse, daß der unheimliche Geselle schon seines Amtes waltet.

Nordfrank ist rasch zu Myris zurückgekehrt. Ein seliges Schauern durchrieselt ihn, als er die zarte Gestalt in seine kräftigen Arme nimmt. Sicher trägt er sie bis zur Mitte des Felspfades, da sinkt wie ein Dampfqualm das Scheusal vom Schreckhorn auf sein Haupt hernieder. Myris zittert in seinen Armen, plötzlich dreht sich ihm die Bergwelt, die Sonne erlischt. Einen Schritt weiter, er wäre gestürzt. Sanft läßt er Myris aus seinen Armen gleiten und sinkt am Rande des Abgrundes hin. Schnell reißt sich Myris die Binde von den Augen und auch sie sinkt ohnmächtig neben ihrem Führer nieder.

VIII. Gesang (697 Verse)

Todesstille herrscht in der Natur, die Sonne hat sich hinter den Höhen des Tschuggen verborgen, die vier Wandernden liegen alle in Ohnmacht. Aber vor Uranias Strahl muß der Dämon weichen. Nach einigen schrecklichen Augenblicken erwacht Nordfrank. Als er die lieblichste Blume neben sich blaß und geknickt

liegen sieht, betet er laut zu Apollo und Urania um Beistand. Myris schlägt die Augen auf und gesteht dem treubesorgten Führer ihre Liebe. Mutig faßt er die Geliebte, zum zweitenmal versucht er den Gang, aber ein unerklärliches Etwas bannt ihn. Ihre Lage scheint rettungslos. Da erbarmt sich ihrer Apollo, der vom parnassischen Eiger herab die Not seiner Schützlinge gesehen hat. Auf Apollos Bitte führt Helios seine Strahlen über den Bergrücken des Tschuggen in die schneeerfüllten Felsen hinein, donnernd löst sich ein Felsstück, die Wand, die bisher die Wandernden getrennt hatte, stürzt ein, und die tiefe Spalte ist ausgefüllt. Grabesnacht hatte die Harrenden plötzlich umfangen, alle hatten erwartet, unter den Felsstücken begraben zu werden. Aber die Luft heitert sich wieder auf, die Sonne zaubert Strahlen auf den entfliehenden Staub, liebliches Schellengeläute dringt in ihr Ohr. Erstaunt schaut Nordfrank auf, die Gegend ist verwandelt, die Kluft ausgefüllt; Myris erblickt drüben die Schwestern, ohne Mühe gelangen sie hinüber. Weinend liegen sich die Mädchen in den Armen, und Nordfrank schwört im Stillen, dem Erretter Phoebus Apollo droben auf dem Berg zu danken. Die weitumschauende, grüne Wengernalp ist erreicht. Alle Wunder der Alpenwelt tun sich vor den Blicken der eben noch so Erschrockenen wohltätig auf, das lachende Bergtal öffnet sich wieder, vor ihnen steigt die kristallene Welt der Jungfrau empor. Kräftiger und doch leiser schlägt das Herz, die Stille der thronenden Jungfrau dämpft ein allzu lautes Entzücken. Sie lagern sich. Die Mädchen preisen in Liedern die überwältigende Schönheit, Nordfranks schöner Gruß gilt der „Jungfrau“ und den drei Jungfrauen, die ihm den Zauber noch erhöhen. In schöner Reihe liegen vor ihnen alle Jahres-

zeiten vom Frühling bis zum Reich des ewigen Winters. Das alles zeigt Nordfrank seinen Begleiterinnen, dann brechen sie wieder auf, sie wollen noch den Tschuggen besteigen. Die Müdigkeit ist vergessen. Wetteifernd schreiten sie, durch die Bergluft gestärkt, den oft nicht sehr gangbaren Weg hinauf, bald strahlt die Sonne, bald sind sie in dichte Nebel gehüllt, und endlich erreichen sie die verwitterte Stirne des Tschuggen.

Hier hält der Dichter einen Augenblick inne und ruft die Muse an, ihm an diesem herrlichen Orte die hellklingendsten Laute zu verleihen.

Die Bergwanderer werfen sich nieder und danken für die Erreichung des Ziels. Wie sie wieder aufstehen, ist das Berghaupt in Nebel gehüllt, und als dieser sich wieder hebt, sehen sie, o Wunder, die Jungfrau allein in strahlendem Glanze. Alles andere liegt unter dichtem Nebel, nur zwei Punkte erleuchtet die Sonne: die bewunderte Jungfrau und die Warte, auf der die glücklichen Bewunderer stehen. Auf dem Gipfel des Tschuggen haben die Jahrhunderte einen Felsen zum Altar gebildet, den sie mit Erstaunen betrachten und sofort mit den mitgebrachten Alpenblumen lieblich schmücken. Die Schwestern gedenken des Geburtstages ihrer Mutter und bitten die Götter, daß sie, die jungen Knospen, ihrer stets würdig sein möchten. Das rührende Blumenopfer auf dem kahlen Gebirgshaupt gefällt den Göttern. Alle, sogar Hermes und Eros schauen wohlgefällig zu. Vor den göttlichen Blicken aber teilt sich der Nebel, mit einem Male steigt der ganze herrliche Alpenkranz vor ihnen auf. Drei Stunden weilen die Glücklichen oben, dann ziehen sie dankerfüllt zur Scheidegg hinunter, wo ihnen drei hirtliche Hütten winken. Nur wenige Monate des kurzen Sommers weilen hier die genügsamen Sennen. Heute morgen haben sie aber, wohl erschreckt

durch den Bergsturz am Tschuggen, ihre Hütten verlassen; die Wandernden finden dort ein kaum angetastetes hirtliches Mahl. Sie tragen alles hinaus und essen und trinken nach Herzenslust. Allmählich bricht der Abend herein. Nordfranks Vorschlag, heute nicht mehr ins Tal zu steigen und die Nacht hier oben zu verbringen, wird angenommen. Ein vollkommener Friede liegt auf der Alp, nur von weit her dringen Kuhglockengeläute und Jauchzer in ihre Ohren. Sie erschrecken wohl ein wenig, als mit hellem Gekrach drei mächtige Lawinen vom Eiger herniederstäuben, betrachten aber dann in schweigender Ruhe die herrliche Jungfrau, die, eine kleine Weile in Purpur gehüllt, ganz allmählich erblaßt.

IX. Gesang (596 Verse)

Lustwandelnd haben die vier Glücklichen die Nacht auf der Wengernalp zugebracht. Wie die ragenden Hörner ringsum im Frühlicht auflodern, tritt Nordfrank, seines Schwures eingedenk, vor die Mädchen mit der Bitte, den parnassischen Eiger besteigen zu dürfen. Er will dadurch auch den Schwestern Gelegenheit bieten, sich auszuruhen, denn sie sind alle sehr müde. Nach einigem Zögern wird ihm begeistert zugestimmt, ruhig darf er gehen, denn kein Ort ist so sicher und friedlich, wie gerade die Scheidegg. Tüchtig ausgerüstet schreitet Nordfrank ins Trümmletentobel hinunter und klettert am Eiger empor. Die Eispracht des Gletschers steigt wunderbar vor ihm auf. Kein lebendes Wesen, aber ein geistiges Volk von Sonnenkindern belebt diese mächtige Wüste. Vorsichtig durchquert er den Gletscher und klimmt oben mühsam längs eines Eisbaches hinauf. Dichter Nebel umwallt ihn, in Dunkel gehüllt, kommt er nur langsam vorwärts, plötzlich wird er von einer Lawine erfaßt

und weit hinunter gerissen. Schmerzlich windet er sich am Boden, aber Phœbus Apollo erhört sein Gebet, Helios sendet belebende Strahlen in die Felsen hinein, neugestärkt springt er auf und erreicht nach beschwerlichem Steigen den Gipfel des Eiger. Über weite Eismeere und eine Unzahl ragender Zacken schweift sein Blick hinaus über das schweizerische Mittelland zum blauen Jura. Am liebsten aber weilt sein Auge auf den drei Hütten unten auf der grünen Scheidegg, wo er seine Lieben geborgen weiß; er sieht ein weißes Federchen über den Rasen gleiten, sein klopfendes Herz sagt ihm, daß es Myris ist. Jetzt entdeckt er am Hange des Eigers den langersehnten Quell Apollos. Vorsichtig klettert er dorthin, aber plötzlich schwindet das Tageslicht, dichte Wolken ballen sich um den Gipfel zusammen, ein jäher Blitzstrahl betäubt ihn für einige Augenblicke. Wieder erwacht, bewegt er sich im Dampfqualm vorwärts, bis sich die Luft erhellt und er schaudernd den Weg, den er zurückgelegt hat, überblickt. Die Gebirgswelt scheint ihm mit einem Male ganz verändert, ein wirres Chaos von Felsen umgibt ihn; darüber dämmert ihm das Geheimnis der Urwelt auf, er sieht im Geiste den Titanenkampf gegen den Olymp, das Schreckhorn ist der erstarrte Titan Koos, der einst von Helios' Strahl getroffen wurde. Aber Nordfrank sieht auch neue Titanen, die zerstörenden Gangs aus dem Westen kommen und über die Schweiz unsägliches Elend bringen, er sieht den Bund der Eidgenossen zerstört und den Schatten Tells vom Felsen stürzen. Mit Tränen im Auge wendet er sich ab, da empfangen ihn die unsichtbaren Musen in lieblichem Tanz; er wandert der Helle nach und steht vor dem Quell. Er bückt sich und trinkt; Apollo zieht um die heilige Stätte und krönt nach den vielen Proben

das beharrliche Streben Nordfranks. Ein Geweihter, ein Dichter verläßt die Stätte. Alles was er soeben gesehen hat, der Quell, der Tempel Apollos verschwindet wieder, nur die hohe Dichterbegeisterung bleibt.

Mächtig zieht's ihn hinunter zu Myris und den Schwestern. In kühnem Lauf, fast in Sprüngen gelangt er durch die Felstrümmer abwärts, mit Hilfe des Bergstockes fährt er über steile Schneefelder hinunter und erreicht endlich wieder das Trümmletentobel. Schon winken ihm die drei Hütten, er sieht Myris oben stehen und neben ihr — eine männliche Gestalt, es scheint ihm der verhaßte bernische Hauptmann zu sein. Nordfrank bezwingt eine letzte schwere Wallung, in eilendem Lauf stürzt er auf Myris zu, und — das Rätsel löst sich in lieblichster Weise. Jener Fremdling, der Myris traulich umfangen hält, ist niemand anders als ihr Vater, Andros von Bonal. Auch die Mutter Theone kommt mit den beiden Schwestern herbei, Freudentränen glänzen in den Augen aller. Vater und Mutter, die die stille Liebe Nordfranks zu Myris längst bemerkt haben, sind ihren Kindern über Grindelwald gefolgt und gedenken, das Gerede der Stadt vermeidend, oben auf der grünen Alp Nordfrank und Myris zu vereinen. Zur Mittagsstunde sind sie angelangt, haben bald ihre Töchter gefunden, alle gesund und munter, aber in Besorgnis um ihren Führer. Ja Myris, die immer sehnsüchtiger nach dem Eiger geschaut hat, ist weinend dem Vater an die Brust gesunken und hat ihm ihre heiße Liebe zu Nordfrank gestanden.

Nun ist der Ersehnte wieder heil und gesund zurück, gefangen in einem wahren Taumel von Glück und Freude. Ein neues, unlösliches Band soll fortan die sechs glücklichen Menschen verbinden. Der Vater faßt Nordfranks Hand, von der Mutter geführt nähert

sich die anmutige Myris, der Vater verlobt und segnet die Kinder, die Schwestern bekränzen das Brautpaar mit Alpenblumen. Hold lächelt dazu die Jungfrau, mit Wohlgefallen schauen die Götter von ihren olympischen Höhen herab. Ein dreifaches Fest krönt so die sieghafte Treue Nordfranks und die Wanderung der Mädchen zur Jungfrau.

Diese Ausgabe A in 9 Gesängen mit 3432 Versen befriedigte den Dichter nicht, und so ging er nach dem Briefe an Moltke (4. Juli 1804) an eine Neubearbeitung. Vollmer hat indessen noch einen Abdruck veranstaltet, der sich bis auf den veränderten Titeldruck genau mit A deckt. Es ist A 1, die zweite, unveränderte Auflage.

Die erste veränderte Ausgabe ist jedenfalls die in Amsterdam erschienene, B. Nach der Prüfung der Ausgaben scheint es, als ob B 1, bei Vollmer, ein bloßer Abdruck der Amsterdamer Ausgabe sei, denn Baggesen hatte mit Vollmer gebrochen und hat ihm niemals eine Umarbeitung in die Hand gegeben, auch berichtet die Biographie von einem späteren gerichtlichen Prozesse[1] vermutlich eben wegen dieses unerlaubten Nachdruckes.

Die Anordnung des Gedichtes, die Folge der Gesänge ist in B die gleiche geblieben; verhältnismäßig selten sind einzelne Verse verändert. Die Veränderungen liegen hauptsächlich in der Verteilung der Gesänge, von denen einzelne eine zu hohe Verszahl haben, andere zu kurz geraten sind, und in der Ausfüllung von Lücken. Aus dem überladenen 9. Gesang nimmt Baggesen die phantastische Schilderung der Alpenentstehung nach B III herüber, wo sie besser in die Götterwelt hinein-

[1] Biogr. III, Tillæg, S. 18.

paßt. Überall aber geht er darauf aus, besser zu motivieren. Feierlicher und weiter ausgeführt ist die Anrufung der homerischen Muse, B I, 1—4. Baggesen teilt uns gleich anfangs mit, daß griechische Götter jene Alpen bewohnen, auch zu Beginn des Traumes, der Nordfrank das Geschehene wieder vorführt, wird die Muse angerufen. Um den Übergang logisch zu gestalten, schaltet er, B II, 28/9, ein:

Aber verkünde zuvor den Zweck zugleich und den Ursprung
Jenes begeisterten Zuges, damit wir alle begreifen.

Eine Erweiterung von sieben Versen ist eingetreten, B II, 144—51, beim Eingreifen des Hermes, der, wie die neuen Verse sagen, selten den Dichtern geneigt ist, der nur sichern Gewinn und berechnendes Streben schützt und deshalb, vom Niesen herab, die Postfahrt hindert. Wir erfahren in B III, 227 den Grund, warum die weggeschickte Iris verlegen zurückkehrt. Die Grazien sind, wie sie die Verschwörung der Brüder bemerkt haben, alle vom Gurnigel heruntergestiegen und bewachen unten in Thun mit Sorgfalt den Schlaf ihrer irdischen Schwestern. Als Zeus den Blitzstrahl ergreift, fügt B III, 242/3 hinzu:

Und nun wäre vereitelt die Fahrt der Holden zur Jungfrau
Und entschieden dem Held, dem geleitenden, grauses Verhängnis.

Mit Behagen verweilt Baggesen bei der Schilderung neuer olympischer Szenen. Wenn, A III, 260, Eros und Hermes unmutig vom Olymp wegfliegen, fügt Baggesen in der neuen Ausgabe noch weitere 105 Verse hinzu. Den noch immer erzürnten Zeus zu beruhigen, heben die Musen, die Nordfrank lieben, einen Wechselgesang zu Ehren des Donnerers an und singen auch scherzenden Tons die Geschichte des Menschengeschlechtes, die Momus entworfen hat. Die Stirne des

Zeus glättet sich; als er aber die Geschichte des Menschengeschlechtes von der Erbauung Athens bis zum Sturze der römischen Freiheit gehört hat, da befürchtet er Langeweile vom Reste des Volksliedes und winkt dem Sänger Homeros, der hinter ihm steht, er solle ihm das Lied von der „Entstehung der Alpen" singen. Homer erzählt, breiter ausgeführt, das, was Nordfrank in A IX in der Schicksalshöhle gesehen hat, den zweiten Kampf der Titanen mit Zeus und ihr Erstarren zu Bergriesen. Homer hebt an: als er, mit den Uranionen vom Olymp vertrieben, hierher gekommen sei, da habe er um den sich neu erhebenden Olymp nur ein wüstes Chaos gesehen. Die Gegend habe ihm schrecklicher geschienen als der Hades, aber trotzdem sei in ihm der Wunsch rege geworden, herabzusteigen und die immerwechselnden Unformen zu bestaunen, darüber sei ihm das Grauen der chaotischen Alpnacht aufgegangen, und mit Dichteraugen habe er den neuen Kampf der Titanen in seiner gewaltigen Größe betrachtet. Mit einer Hymne an Zeus und den neuen Olymp schließt Homer. Diese Erweiterung, namentlich die überraschende Einführung Homers ist neu. Baggesen hat offenbar gefühlt, daß der IX. Gesang in A überladen war, und so hat er, durch eine nicht unglückliche Erfindung, die Visionen Nordfranks in den olympischen Gesang aufgenommen.

Ist in A die Seefahrt in zwei kurze Gesänge, von 215 und 175 Versen, derart geteilt, daß der Morgenschlummer, das Ränkespiel der Götter, die Seefahrt mit den friedlichen Morgenliedern den IV. Gesang bildet, der hereinbrechende Sturm und die kühne Landung den V.: so hat der Dichter in der neuen Ausgabe diese zwei Partien, die doch stofflich und inhaltlich zusammengehören, in einen einzigen, B IV, zusammengefaßt. B V entspricht mit Ausnahme von 11 Versen,

der Legende von den sieben Märtyrern, ganz A VI. Warum Baggesen diese Legende ausgeschaltet hat, ist nicht zu ersehen. Dagegen fügt er B V, 142—172 eine andere „Sage der Vorzeit" bei, die seine eigenste Erfindung ist, er hat sie aber ganz dem romantischen Charakter der Höhle angepaßt und darum wohl die bloß legendäre Rekapitulation von A weggelassen. Von nun an teilt er in B die äußerst umfangreichen Gesänge von A, man sieht deutlich das Bestreben, 12 Gesänge von ungefähr gleicher Länge herauszubekommen. A VII hat mit dem Höhepunkt abgeschlossen, als Nordfrank und Myris in höchster Gefahr am Abgrund zusammenbrechen. Diesen jähen, unnatürlichen Abschluß hat der Dichter in B vermieden, die Handlung ist in 2 Gesänge geteilt. B VI bedeutet den glücklichen Verlauf der Wanderung bis zur Überwindung des schmalen Pfades und der Bergung der zwei ältern Schwestern, B VII ist Nordfrank und Myris allein gewidmet, bringt die Katastrophe und behandelt Gefahr, Rettung und Verlobung der Liebenden. In B VI, 333—44 erfolgt eine erklärende Einschaltung. Hatte Nordfrank jene Stelle besonders gefürchtet, so ist er jetzt ganz außer Angst, denn schon zweimal hat er ja den schroffen Pfad überschritten, und so eilt er furchtlos, mehr tanzend als gehend, zu der harrenden Myris zurück. Läßt Baggesen in A IX, 8ff. den Führer mit den Mädchen die Nacht durchschwärmen, so gönnt er ihnen in B, was natürlicher ist, den gesunden Schlaf. Als Nordfrank von den Mädchen die Erlaubnis zur Eigerbesteigung bekommen hat, legen sie sich, B IX, 238ff., in die mittlere Alphütte auf duftendes Heu zum Schlafe, während Nordfrank schon die Alp hinabwandert. Dadurch ist Baggesen Gelegenheit gegeben, eine empfindliche Lücke auszufüllen. Seit jenem schüchternen Liebesgeständnis am

Rande des Abgrundes ist der Herzensbund nicht gefestigt worden. Der Leser steht vor einer Überraschung, als die beiden, A IX, 583, zusammengeführt werden. Der Dichter hat gefühlt, daß er vorher noch die Liebenden zusammenbringen müsse, und dies ist ihm auch in überaus poetischer Weise gelungen. Er schaltet, B X, 1—230, in längerer Ausführung eine Liebesszene ein.

Als Nordfrank die Schutzbefohlenen verlassen hat, wird er unwillkürlich in seinem raschen Laufe gehemmt, eine Furchtanwandlung, vermischt mit zärtlicher Wehmut, läßt ihn innehalten. Noch immer gibt Eros seinen Sieg nicht verloren, er macht sich vom Eiger auf, umfliegt die Hütten und umkreist leise das Haupt Nordfranks. Dieser steht still, das Hinabgehen wird ihm plötzlich schwer, vergebens denkt er an sein Gelübde, nur Myris steht ihm vor den Augen. Noch einmal will er sie sehen und dann befriedigt seine Fahrt antreten. In Sprüngen geht's wieder hinauf, den Hütten zu. Froh, daß es ihm gelungen ist, Nordfrank festzuhalten, entfernt sich jetzt Eros, denn es naht die Geisterstunde der Alphöhen, der er weichen muß; aber bevor er wegflieht, durchschwebt er noch die Hütte und erschreckt im Traum die schlummernde Myris. Unterdessen hat Nordfrank die Höhe wieder erreicht, zögernd nähert er sich und lehnt sein Ohr an die Wand. Drinnen herrscht eine gleichsam hörbare Stille, so daß ihm plötzlich seine Anwesenheit ein frevelhaftes Unternehmen scheint. Er bittet Urania um Verzeihung, entfernt sich, nur von weitem will er die Hütten bewachen. Während er in weitem Bogen herumgeht, tritt aus der mittleren Myris und heftet sehnsüchtig ihre Blicke auf die Höhen des Eiger, wo jetzt, wie sie glaubt, der Geliebte weilt. Nur kurze Zeit hat

ihr Schlaf gedauert, ein ängstliches Traumbild hat sie geschreckt, es hat sie hinausgetrieben auf die Alp, wo sie frische Luft schöpfen und an ihn denken will. In entgegengesetzter Richtung umkreisen beide die Hütten, zu gleicher Zeit biegen sie ein. Nordfrank hört ein Geräusch, und er sieht plötzlich eine Myris durchaus ähnliche Gestalt gegen den Eiger gerichtet knien. Es ist kein Traumbild, sie ist es wirklich, er stürzt hin, und beide weinen vor Liebe. Lange knien sie so, Nordfrank bittet sie, ihm sein Wiederkommen zu verzeihen, nur zu gerne tut sie das, hat sie sich doch nur seinetwegen geängstigt. Ihr unschuldiges Zusammentreffen beseligt sie mit höchster Wonne, Myris ist wohl und wehe zugleich in der Nähe Nordfranks, und als sie nun dem Geliebten ihre Angst äußert, ob sie wohl etwas Böses getan habe, da ruft er zu den funkelnden Sternen hinauf, er wolle in der Sternennacht nur ihrer Unschuld leben. Dann geleitet er die zitternde Braut zurück und bittet sie, mit ihm das schöne Geheimnis ihrer Zusammenkunft zu bewahren und nachdem er sanft das „Hecklein" hinter ihr geschlossen, eilt er mutig und gestärkt wieder die Alp hinab.

Nach dieser Einlage erfolgt in B X, 231—260 die Schilderung der Besteigung mit dem Fall und der Wiederbelebung durch die Sonnenstrahlen. Beinahe ganz neu ist in B Gesang XI. Während in A IX, 540—70 ganz kurz die Reise der Eltern mit wenigen Versen nachgeholt ist, bildet sie in B den Hauptinhalt des XI. Gesanges. Die Muse wird, B XI, 34, gebeten, die Schicksale der Eltern nachzuholen. Die treubesorgten Eltern sind, B XI, 40 ff., im leichten Wägeli am Seeufer entlang gefolgt, voll Unruhe wegen des Föhns, haben aber im Städtchen am Harder (Unterseen) glückliche Kunde von ihren Kindern eingeholt. Sie hoffen

auf dem Wege über Grindelwald am andern Abend die Ihrigen auf der Scheidegg zu überraschen. Aber auf dem halben Wege, auf der „Wergis", ist Theone erschöpft. Obschon sie ungern die Weiterreise aufgeben, müssen sie in dem Alpdorf, in der Hütte eines ehrwürdigen Sennen, einkehren. Eine große Schar von „Grindlern" (Bewohner von Grindelwald) mit Vorräten und Geräten beladen, begleitet sie, alles wird vor der Hütte gerüstet, denn sie erwarten jeden Augenblick ihre Kinder mit Nordfrank. Da es schon dunkelt und niemand kommt, ängstigt sich die Mutter, und als es gar im Tale unten 12 Uhr schlägt, schickt der Vater Führer ins Gebirge hinauf, die „Nordfrank" rufen sollen. Keine Antwort erfolgt. Als Theone endlich ermüdet eingeschlafen ist, rüstet Andros den Zug, er weckt die Gattin, setzt sie in einen Tragstuhl, den zwei starke Älpler auf ihren Schultern tragen, und so erreicht der Zug, als die Sonne über dem Gotthard aufgeht, die Scheidegg. Im Morgenlichte erblicken sie die Alphütten, deren Dreizahl ihnen von guter Vorbedeutung scheint. Die besorgten Eltern eilen voraus, und als der Vater klopfenden Herzens das „Hecklein" zurückschiebt, erblicken sie ihre Kinder lieblich schlafend auf dem Heu. Zuerst vergessen sie Nordfrank völlig, dann aber sucht ihn der Vater in den andern Hütten, wo er sich wohl bescheiden schlafen gelegt habe. Die Mutter küßt ihre lieblichen Töchter wach. Aber Andros findet den Gesuchten nicht, er heißt die begleitende Schar die vordere Hütte beziehen und geht zurück, um von den Mädchen Auskunft über Nordfrank zu bekommen. Schon stürmt ihm Myris entgegen. Als er die Aufgeregte schützend in die Arme genommen und nach Nordfrank gefragt hat, zeigt sie stumm auf den ragenden Eiger. Wie der Vater stutzt und fragt, ob er sie denn so allein gelassen habe, entschuldigt sie

ihn, es habe ihn der Gott der Begeisterung gerufen und sie sei glücklich, wenn er nur heil und gesund zurückkehre. Ein Tränenstrom erstickt ihre Rede, sie verrät dem Vater ihre heiße Liebe. Da kommen auch Cynthia und Daphne herbei. Nach einem herzlichen Empfang winkt die Mutter den Vater beiseite. Schon weiß sie von ihren Kindern, wie überaus treu und gut Nordfrank sein Führeramt versehen hat, kann sich aber sein nächtliches Wegbleiben doch nicht erklären, denn „sie hätten ja schon einmal alle in demselben Zimmer geruht". Doch der Vater weiß die Erklärung: früher waren ihm alle nur Schwestern, jetzt aber liebt er Myris, und im übrigen ist ihm nichts zu verargen, gebe es doch gewiß keinen sichereren Ort als diese einsame Alp. Während sie noch reden und Cynthia und Daphne sie holen wollen, sehen sie, wie die alleingebliebene Myris untröstlich in die Knie sinkt, den Blick sehnsüchtig gegen den Eiger gerichtet. Tiefes Mitleid, Besorgnis und Unruhe um Nordfrank macht sich bei allen geltend, da, o Freude, erblicken sie den Ersehnten plötzlich vom Trümmletentobel heraufsteigen und wonnebetäubt zu Füßen der Myris sinken, die ihn erst gewahrt, als er gerade bei ihr steht und ebenfalls in Ohnmacht sinkt. Ein seliges Erwachen für Nordfrank, als er die Eltern vor sich sieht, ein seliges Erwachen für Myris in den Armen ihrer Schwestern. Niemand weiß, was Nordfrank gelitten hat unter dem grausamen Spiel des Eros, bevor er die Höhe erklommen. Nun begeben sich alle zur vordersten Hütte, wo auf Anordnen des Vaters der Tisch schön gedeckt ist, eine Überraschung für alle, auch für die Mutter, die sich mit den andern über das einfache Mahl freut. Alles ist gespannt auf die Erzählung Nordfranks. Andros fordert ihn dazu auf, alle bitten, der Vater läßt

die Gläser mit sechzehnjährigem Rheinwein klingen; dann beginnt Nordfrank die Erzählung seiner Besteigung. Diese Erzählung bildet in B den XII. Gesang. Im wesentlichen ist das, was in A IX in der dritten Person erzählt ist, hier in der ersten wiedergegeben. Neu eingefügt sind, was Baggesen in dieser Erzählform gut tun kann, Unterbrechungen durch Myris, B XII, 138—140 und durch den Vater, B XII, 365—77, die beide berichten, wie sich seine Erlebnisse mit ihren Träumen decken. Die Mutter will noch das Rätsel seiner verzweiflungsähnlichen Ankunft gelöst wissen. Nordfrank schildert denn auch diese letzte Tücke des Eros, verweilt ausführlicher, B XII, 215, bei der Schilderung jenes Sturmes „Hurnigel", der ihn in den Felsen überrascht hat. Er flüchtet sich davor in die Höhle des Schicksals, die er anschaulicher als vorher schildert, und findet Gelegenheit, eine Sage über das Gletschergestöhn[1] einzuschalten, B XII, 225—240. Neu ist in B der Schluß. Wie er seine Erzählung beendet hat, da erhebt Andros seine Stimme, nun soll der von Eros verfolgte Führer, der sich so erprobt hat, seinen Lohn empfangen. Er stößt ins Hifthorn, und als ob der Schall sämtliche Töne der Alpen geweckt hätte, antwortet ihm sofort ein vielstimmiger Chor. Pfeifentriller, Hornklänge ertönen, die sich mit einem Gesang von Knaben und Mädchen vermischen, es scheint, als ob auf das Zeichen des Horns Apollo mit den neun tonkundigen Schwestern auf die Alp herabgestiegen wäre. Und als allmählich das Singen verklingt, da weiß Andros eine neue Überraschung, um das Fest zu vollenden und den Jüngling zu krönen. Er gibt den zweiten Wink, und paarweise treten junge Hirten und

[1] Siehe Kapitel über die Sagen.

Hirtinnen in die Hütte, gehen dreimal um den Tisch und legen für jedes einen schönen Kranz von Alpenblumen hin. „Ins Freie", ruft jetzt Andros, draußen steht der wie vom Himmel herniedergestiegene Chor, der Vater verlobt die beiden und mit Gesang und Tanz beschließen alle Anwesenden den schönen Tag.

Durch diese Zusätze ist B um 827 Verse angewachsen. Die weiteren Ausgaben sind bloße Abdrücke. Die letzte, bei Brockhaus 1819 erschienene, wurde sogar ohne Wissen des Dichters gedruckt. Und doch hat er während dieser Zeit die Hand an sein Werk gelegt.

Eine Umarbeitung muß schon vor 1810 Fauriel, dem Übersetzer der Parthenais, vorgelegen haben, wie dieser selbst in den Réflexions préliminaires angibt[1]. Doch ist diese Übersetzung mit Vorsicht aufzunehmen; denn Fauriel[2] sagt selbst: „Il est peu d'endroits que je n'ai modifiés d'après mes idées et mon sentiment. J'ai retranché beaucoup, et j'ai poussé la hardiesse jusqu'à faire des additions et des transpositions."

Die Herausgeber[3] der „Poetischen Werke" sind jedoch der Meinung, daß gerade dieser geistvolle Kritiker den Dichter zu einer erneuten Umarbeitung veranlaßt habe. Jedenfalls aber hat er eines mit der Faurielschen Übersetzung gemein, nämlich die natürlichere Anordnung der Gesänge, die wohl schon in dem ungedruckten Material, das Fauriel vorgelegen hat, geregelt war. Baggesen hat von den willkürlichen Erweiterungen und Änderungen Fauriels in der letzten Umarbeitung nichts übernommen. Diese letzte, C, ist als I. Band in den „Poetischen Werken in deutscher Sprache" abgedruckt. A, A 1, B, B 1 und B 2 führten

[1] La Parthénéide, Paris 1810, Réfl. prél. p. II.

[2] Réflex. prél. p. CVII.

[3] J. B's Poetische Werke. 1836, Bd. I, S. XVI.

uns im I. Gesang sogleich nach Lauterbrunnen in den Gasthof. Diese Szene hat ja bekanntlich Baggesen zuerst als Einzelgesang „Das Fußwaschen“ im „Überflüssigen Taschenbuch für das Jahr 1800“ veröffentlicht, glaubte deswegen vielleicht immer noch, sie an den Anfang stellen zu müssen, und sah sich daher genötigt, als er ein größeres Epos plante, sie mit dem andern zu verbinden. So entstand eine Wiedergabe der Reise bis Lauterbrunnen und der ganzen Exposition des Stückes durch den Traum, den die Muse in jener Nacht Nordfrank eingibt.

C stellt B II mit besserer Exposition an den Anfang. Ein längeres Verweilen in der Familie des Andros füllt den Gesang merklich an, die „Enge“[1] wird besucht, um die Wetterprognose am wetterkündenden Niesen zu befragen, C I, 250—53.

An den Anfang des II. Gesanges in C setzt Baggesen mit Vorteil die Reise der Eltern, die beschlossen haben, im geheimen den Jungen zu folgen. Was in B XI nachgeholt ist, wird hier als Parallelhandlung eingeschaltet und behaglich erweitert. Im geheimen rüstet der Wirt zum Freihof in einem Gesellschaftszimmer neben dem Schlafzimmer der Töchter den Eltern ein Bett, gleichsam für Riesen gebaut, das noch aus der Zeit der Helden von Kyburg[2] stammt, sie hören vor dem Einschlafen das liebliche Geplauder ihrer Kinder. Als die Sterblichen schlummern, fügt der Dichter den olympischen Gesang an. In C V reiht sich in natürlicher Folge das Nachtlager mit dem Fußbad in Lauterbrunnen an. Erweiterungen gegenüber B sind auch hier wieder

[1] Ein Punkt mit schöner Alpenaussicht in nächster Nähe der Stadt Bern.

[2] Ein schweizerisches Adelsgeschlecht des Mittelalters, das im 14. Jhd. in Thun Burgdorf saß.

eingetreten. Als die Mädchen merken, daß sie die Notizen Nordfranks als Haarwickel benutzt, ruft Myris, C V, 122, mit kindlichem Troste, „sie wisse es schon ganz auswendig“. Mit sichtbarem Behagen verweilt Baggesen in C V, 190ff. bei dem Gespräch und den Scherzworten der Mädchen. Daphne und Myris plaudern über den Unterschied zwischen ihrer jetzigen Reise und einer Fahrt in das prangende Welschland, Myris meint, eine Fahrt ins Welschland wäre einem Balle zu vergleichen, auf dem der Hauptmann geräuschvoll auftrete, diese Fahrt aber einem stillen Feste im heimischen Bonal. Dann weiß Myris noch eine lustige Anekdote von ihrer Freundin Baetli zu erzählen, die einst einen Fremden, der sie anglotzte, mit einer treffenden Antwort abfertigte. C VI leitet hierauf zur Reihenfolge von B über. Erweiterungen machen sich bemerkbar in der größeren Zahl von Bildern. C XI hat aber noch einen wirksamen Einschlag. Nordfrank ist bereits die Alp hinuntergeschritten, aber die Gewalt der Liebe treibt ihn zurück. Wie er noch zaudert, hört er plötzlich durch die Stille der Nacht den Ruf „Nordfrank“, C IX, 295—301, der ein zweites, ein drittes Mal erschallt. Obschon es keine weibliche Stimme sein kann, ist ihm doch, als ob Myris ihn rufe und so steigt er wieder alpaufwärts. Jenes Rufen findet dann später eine Erklärung. Dagegen hat C X eine Erweiterung erfahren, die nicht von Vorteil ist. Noch ätherischer als in B X wird die nächtliche Begegnung von Myris und Nordfrank geschildert; kommt es in B X wenigstens zum Händedruck, so sind sie in C X, 90 „schattenweit von einander gefernt“, umarmen sich nur seelisch, ohne Berührung. B X bringt ein langes Gespräch der Liebenden, C X läßt dieses fallen, dagegen schreckt sie, C X 101, ein dreimaliger lauter

Ruf „Nordfrank“, wie ihn Nordfrank schon, C IX, 195, gehört hat, aus ihrer Ruhe. Ein Schauer durchbebt beide, es scheint ihnen ein Ruf der Götter zu sein. Nordfrank, der hohen Stimme gehorchend, reißt sich hierauf von Myris los. Während in B X nur ganz kurz die Besteigung beschrieben wird und die Hauptsache erst in der Icherzählung folgt, nimmt die Schilderung in C einen breiten Raum ein. Baggesen geht also darin auf A zurück. Neu ist dabei in C X, 280—310 die Personifikation des Wintergottes „Mimer“, der hier oben auf dem ewigen Schnee thront. Ziemlich phantastisch schließt C X. Aus dem Quell in der Burg des Wintergottes versucht Nordfrank zu trinken, aber das Gesprudel weicht plötzlich zurück, und er erblickt in dem tiefsten Dunkel wunderbare Sterne, wie sie noch nie ein unbewaffnetes Auge erblickt hat. Dann geht er gestärkt durch das saphirene Tor, daß ihm den Weg zum Gipfel zu bezeichnen scheint, aufwärts, erklimmt den ragenden Schneekulm und stimmt jubelnd einen Päan an. In C XI, 98 stehen endlich die Verse, welche die lauten Rufe „Nordfrank“ erklären. Es sind die Stimmen der Führer, C XI, 99—102, die Andros von der „Wergis“ ausgesandt hat, um die Fehlenden zu suchen. Nordfrank und Myris hatten sie wohl gehört, aber das Liebespaar hatte unter dem klaren Sternenhimmel, wo die Liebenden eben überall ein Gott anspreche, die Stimme eines Gottes zu vernehmen geglaubt. Eine Erweiterung findet sich ferner C XI, 275. Als der eben angekommene Nordfrank von allen umringt und bestürmt wird, gebietet Andros, man solle ihm Ruhe lassen, „schlecht“, meint er, „empfangen wir so unsern Gast“. Da lobe er sich die Hellenen, die den Angekommenen vor allem mit Speise und Trank bewirteten und erst dann das „Wer und Woher der Männer“ fragten.

Er heißt darum alle nach der vordersten Hütte zum Mahle gehen, lachend nennt ihn Theone einen Wirt in der Wüste, ist dann aber höchlichst erstaunt, als alles so schön gedeckt und zubereitet ist. C XII enthält wie B XII die Erzählung der nächtlichen Eigerbesteigung. Doch ist derer schon C IX, 119—325, in breiter Ausführung gedacht; es kommt C XII, 33—39 zu wörtlicher Wiederholung einer Reihe von Versen.

Die Unsicherheit, die in den letzten Gesängen herrscht, zeigt sich hier besonders groß. Baggesen kam mit den phantastischen Schilderungen und den erhabenen Visionen nicht zurecht. Während der Dichter in B XII, 298 ff. von jener Höhle des Schicksals erzählt, in die er sich „vielleicht verirrt hätte" („nicht entscheid' ich's"), wird Nordfrank, C XII, 70 ff., in der Nähe des Quells plötzlich von einer starken Röte geblendet und kriecht auf Händen und Füßen in die Schicksalshöhle, wo er, wieder sehend, in ahnungsvollem Schaudern Vergangenheit und Zukunft schaut. Der doppelhäuptige Drache „Hurnigel," der sonst die Alpenbewohner blendet, vermag ihm in diesem Fall nichts anzuhaben. Vor Vater und Mutter spricht Nordfrank endlich, C XII, 318 ff., seine Liebe zu Myris aus und schließt eine förmliche Werbung an, worauf alles in dem rauschenden Alpfeste ausklingt.

Von A zu C ist das Epos um 1101 Verse angewachsen, wobei neben den erwähnten Erweiterungen nicht wenig die größere Zahl poetischer Bilder beitragen. Von großem Vorteil ist in C die natürliche Anordnung der Gesänge. Die traumhafte Rekapitulation, die an sich etwas gesucht ist, hat einer natürlichen Erzählung Platz gemacht. Baggesen bekundet größeres Geschick, indem er der Haupthandlung die Reise der Eltern parallelisiert und damit die weithergeholte Erzählung

vermeidet; geschickt ist ferner die Verbindung mit dem Nahen des Elternpaares durch jene Rufe hergestellt. Dagegen bedeuten C X und XII, die Schilderung der Eigerbesteigung, einen technischen Mißgriff. Wie schon erwähnt, wechseln Ich- und Ererzählung willkürlich ab, Wiederholungen stellen sich ein und zudem trägt alles den Charakter des Unwahrscheinlichen. Baggesen hat den Eiger nie bestiegen. Alles beruht auf reiner Erfindung. So schön der Gedanke ist, oben auf der erhabenen Spitze allein im Zwiegespräch mit der Natur zu sein, so kam Baggesen dabei in ein orakelhaftes Deuten der Erscheinungen und Töne in der Hochgebirgswelt hinein, daher die fortwährende Veränderung und Unsicherheit in den letzten Gesängen. Am besten hätte er wohl die Darstellung von A IX beibehalten, die nicht unterbrochen ist.

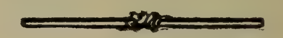
Aber abgesehen von den phantastisch geschwellten letzten Gesängen, ist C doch die vollendetste Fassung. Auch textlich, metrisch und sprachlich ist sie gereinigt. A wimmelt geradezu von Druckfehlern. Schon B, B 1 und B 2 haben viele beseitigt, allerdings kommen auch neue hinzu. Offenkundige Fehler wie „barätti“ für Barettli werden erst in C korrigiert, manche Fehler stets verschleppt, wie ein Beispiel zeigen möge. Es heißt

A u. A I, II, 98:
„Ach! und es herbt in dem innersten Keim das Gute durch Scheinfrucht.“

wobei die drei folgenden Ausgaben abwechselnd „stirbt, serbt, herbt“ setzen und erst C energisch korrigiert, „Ach und es kränkelt im . . .“ Das Dörfchen Einigen am Thuner See heißt abwechselnd Zeinigen und Hinigen, und Merligen, erst in C richtig benannt, hat ganz abenteuerliche Namen: Mertigen, Meereigen, Mereigen

und Merteigen. C beseitigt ferner falsche Präterita, unrichtig gebrauchte Adjektiva und allzu gewagte Neubildungen wie „Bären" und „Bärinnen", A III, 31, für „Berner und Berninnen", C II, 52.

Im Gegensatz zu Voß, der in der Luise 1795 häufig die einfachen Wendungen der Musenalmanachdrucke durch gespreiztere ersetzte und einen breiteren Ton anschlug, hat Baggesen in den späteren Ausgaben einfachere Ausdrücke gewählt. Der „ohranspizzende Nordfrank", A I, 205, wird zu einem „sorgsamlauschenden"; bei der Schilderung des Brunnens „der Guß des gewaltigen Urquells", A II, 206, in B II, 221 zur „nieversiegenden Labung". Statt daß „Helios", A III, 4, „hinter den Bergen absinkt", sinkt in B III, 4, die „Sonne hinter den Höhen herab".



VITA

Ich, Otto Alfred Zürcher, wurde am 30. Dezember 1884 in Gais (Kt. Appenzell) als das fünfte Kind des Dr. med. Ernst Zürcher geboren. Nach Erledigung der Primar- und Realschule des Heimatortes zog ich zu Ostern 1900 in die humanistische Abteilung der Kantonschule Trogen ein und bestand im Frühjahr 1904 das Maturitätsexamen in Zürich. Dort ließ ich mich immatrikulieren und besuchte zwei Semester historische, germanistische, geographische Vorlesungen und Seminarien. Dann wandte ich mich nach Leipzig, wo ich neben dem Hauptstudium, das der Literaturgeschichte und Germanistik galt, wiederum historische, geographische und philosophische Kollegien hörte, und ferner den Übungen in den Proseminarien der Herren Professoren Sievers, Köster und Witkowski als aktives Mitglied beiwohnte. Im Herbst 1906 bezog ich die Universität Bern, arbeitete hauptsächlich im Seminar der Herren Walzel, Maync, Singer, Tobler und Woker und bestand im Februar 1910 das Doktorexamen in deutscher Literatur und Sprache und historischen Fächern. Schon als Hilfslehrer am städtischen Gymnasium Winterthur tätig, erwarb ich im Mai 1910 das bernische Gymnasiallehrerpatent. Folgenden Professoren und Dozenten bin ich zu Dank verpflichtet: Ad. Frey, Meyer von Knonau, Oechsli, Früh, Stoll, Heierli, Ehrenfeld (in Zürich); Lamprecht, v. Bahder, Sievers, Köster, Witkowski, Hirt, Volkelt, Brandenburg, Cohen (in Leipzig); Walzel, Maync, Singer, Woker, Tobler, Vetter, Friedrichsen, Walser, Haag und Dürr in Bern.

Beim Abschluß meiner Arbeit drängt es mich, Herrn Prof. Dr. O. Walzel, dem ich die Anregung zu dieser Arbeit verdanke und Herrn Prof. Dr. H. Maync, der nach dem Fortgang meines verehrten Lehrers Walzel die Arbeit übernahm und mir stets ratend zur Seite stand, meinen wärmsten Dank und meine Verehrung auszusprechen.

